E SCIENZE
O-LETTERARIE
ISTICHE
EGLI STUDI
IA

FACOLTÀ
BIBLIOTECA
LETTERE
CATANIA
FG
VI
535

FG VI 535

FG. wrjz^

III
A
1 4 1

KARL VOSSLER

DIE ROMANISCHEN KULTUREN UND DER DEUTSCHE GEIST

Herausgegeben von dor
Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt,
in der Rei he »Libelli«

BAND CXIV

Mit Genehmigung des Verlages von Ernst Klett, Stuttgart,
herausgegebener unveränderter fotomechanischer
Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1948
(= Anker-Biicherei Band 27)

Druck: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
Einband: Dingeldein, Darmstadt-Arheilgen
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

Einfiihrung von Benedetto Croce..... 5
Erster Vortrag..... 11
Zweiter Vortrag.....30
Dritter Vortrag.....48
Nachwort von Hugo Friedrich..... 68

EINFÙHRUNG

Wie alle Schriften Vosslers enthàlt auch diese in kràftiger Form so scharfe geschichtliche Beobachtungen und grundsàtzliche Erórterungen und ist von so lebendiger und moderne! Bildung durchdrungen, daB man nur raten kann, sie selbst zu lesen. Ein Auszug wäre Verschlechterung.

Da ich jedoch sehe, wie herb und schwer auch Vossler die heftigen Reibungen zwischen den heutigen Nationen empfindet und wie er priifend nach Mitteln sucht, um sie zu beruhigen — obschon er die wohlfeilen Piäne der Pazifisten und Humanitarier wohlweislich ablehnt, so möchte ich unterstreichen, daB solche Reibungen samt den mit unterlaufenden Unbilligkeiten, Ungerechtigkeiten und nàrrischen Verblendungen, ja samt den schmàhlichsten Beleidigungen, zwar ihre Gegenstände und Formen àndern, aber nie und nimmer werden aufhoren konnen. Wie will man Beute, die von ihren Interessen, von ihren wirtschaftlichen und politischen Leidenschaften besessen sind, etwa am Kult der Liebe und des Hasses fiir ihre phantastischen Gfttzenbilder verhindem ? Wie will man der Masse, der ewigen Masse verbieten, sich als Masse zu benehmen und ihre triiben Tràume fiir Erkenntnisse zu halten und als Wahrheiten aufzustellen ? Wie will man den Lenkern von Staaten und Parteien odor gar von Handelsunternehmungen in den Arm fallen, wenn sie die Wut der Liebe und des

Hasses entziinden und, statt sie zu löschen, sie schüren und fiir die Erreichung ihrer besonderen Z we eke zurichten ? Zu dem zwanzigjàhrigen Ugo Foscolo sprach in Venedig, als man dort die Demokratisierung der alien Republik anzuzetteln im Begriff war, ein Beauftragter Bonapartes, der Corse Saliceti: Mon enfant, il nous faut des gens pendables. In der Tat, ohne Galgenvògel lassen sich StraBenaufstànde und Revolutionen nicht vol! bewerkstelligen. Und so das Getriebe, Gerede, Ge tue der Beute: es bedeutet im seelischen Leben der Menschheit den Galgenvogel, ohne den es nicht geht.

Hamit ist aber auch gesagt, daB in jedem Einzelfall es für den Wollenden einen Weg gibt, sich und die anderen, die es wert sind, von diesem Unwesen frei zu machen, einen Weg, der auf keinen Fall ein wirtschaftlicher noch politischer sein kann, denn auf einem solchen kfinnten nur, wie wir bemerkt haben, die Formen und Gegenstände jener Leidenschaften und Wahnbilder gewechselt werden und könnten beispielsweise, kraft gewisser Umgruppierung der Interessen, Franzosen und Deutsche soweit gebracht werden, daB sie ihr gegenseitiges Lob sàngen und ihre uralt pràhistorische Verwandtschaft entdeckten, priesen und in bester Einhelligkeit etwa nun auf die Engländer oder Italiener làsterten. Welches wäre denn also oder ist der richtige Weg ? Friiher bàtte man gesagt: die Religion, das christliche Fiihlen, Denken und Betragen. Heute sagen wir: alles was die Menschheit fiber ihre unvermeidliche Geteiltheit hinweg zusammen-

fiihrt: die Kunst, das Wahre, das Gute. Dutch diese Kt"atte wird die menschliche Eintracht immer wieder hergesteilt, die Einheit det Kultur und des Geisteslebens. Anstatt den Utopisten nachzulaufen, solite man den Vertretern jener Einheitskräfte ins Gewissen reden und sie ermahnen, ihre Pflicht als Vorkämpfer det menschlichen Gemeinschaft zu erfüllen. Det sittliche Mensch hedarf kaum solcher Aufmunterung, denn dank seiner angeborenen und dutch Erziehung gehiiteten Reinheit zollt er jedem Kulturwert, wo immer er sich zeige, seine Anerkennung, Freude und Hilfe. Auch der Kiinstler ist auf seine Weise und ohne sonderliche Mahnung bereitwillig ; mag er im gewöhnlichen Leben sich hitzig, ziemlich unvemiinftig und den Wahnbildern der Liebe und des Hasses zugänglich zeigen, so zwingt doch seine Kunst, sobaid er sie ernstlich ausiibt und seiner Sehnsucht nachgeht, ihn zur reinen Menschlichkeit empor, und wenn er gegen dieses innere Gesetz seines Werkes sich stràubt, so hat er selbst den Schaden davon, fällt ins Tendenzióse, Unkiinstlerische, Häfiliche und scheidet aus dem Kreise der Kiinstler. — Um so dringlicher bediirfen, wie mir scheint, die Männer des kritischen Denkens, die Wissenschaftler und Historiker, der Ermahnung. Von ihnen kann man nicht behaupten, daB ihr Ehrgefiihl hinlànglich ausgebildet oder auch nur so stark und verbreitet sei, wie man wiinschen muB, ich meine das Gefühl fiir die ihrem Berufe besondere und eigene Ehre. Der Soldat hat seinen militärischen Ehren-

punkt; warum will der Mann des Gedankens den seinigen nicht auch haben ? Der letzte Krieg war eine umfassende Probe, bei der sich erwiesen hat, mit welcher Nachgiebigkeit eine groGe Zahl von Gelehrten aller Nationalitäten sich dazu hergegeben haben, Behauptungen, deren Haltlosigkeit sie kennen mufiten, zu stützen, Theorien, die ihnen als sophistisch und unecht bekannt waren, auszugestalten und zur Schau zu tragen, und was sie jahrelang gelehrt und bewiesen batten, schmählich zu verleugnen. Dabei bildeten sie sich ein, ihre Pflicht als gutePatrioten zu erfüllen, als ob das Vaterland aus der gewollten Unehre und seelischen Selbstbefleckung seinerSöhne jemals könnte Nutzen ziehen. Wenn der Priester ein Seelsorger ist und daher für weltliche Interessen keine Partei ergreifen und zu gewissen Angeber- und Henkerdiensten sich nicht erniedrigen darf, solite dann der Mann der Dors ehung und Wissenschaft als ein Priester des modemen Zeitalters etwa nicht die nämlichen Pflichten haben ? Pflichten, die ich, nur um im weltlichen Sprachgebrauch zu bleiben, nicht als heilige, sondern als Ehrenpflichten habe bezeichnen wollen. Man sorge für strenge und unerbittlich kritische Wachsamkeit über jeden, der politische und nationalistische Tendenzen in die Wissenschaft trägt, man iibe sich selbst und die anderen in der Beobachtung haarscharfer Ehrlichkeit des Erkenntniswillens : und man wird für die lebendige Erhaltung der Einheit der Kultur, der menschlichen Eintracht und Briiderlichkeit etwas geleistet und die erhabene Civitas,

als deren Bürger wir uns alle zusammenfinden, die echte Civitas hum ani generis befestigt und erweitert haben. Ich muB gestehen, daB ich zwar den guten Willen hege, die mildernden Umstände des bösen Beispiels und sonstiger Versuchungen gelten zu lassen, daB ich aber für mein Teil innerlich doch nicht vermocht babe, mich je wieder mit den vielen Gelehrten und Forschern auszusiihnen, die ich im Krieg so bereitwillig die Wissenschaft in den Dienst der praktischen Kärnpfe habe beugen sehen. Ich betrachte diese Leute noch immer mit MiBtrauen. Da sie einmal die Wahrheit verraten haben, tvarum sollten sie es nicht wieder tun ? Vielleicht weil sie es damals aus Vaterlandsliebe taten ? Aus keiner Diche zu keiner Sache noch Person darf die Wahrheit verraten werden. Gestattet man sich's für das Vaterland, warum nicht für das eigene Kind oder einen Freund und schlieBlich für unseren lichen Herrn Adam, der doch auch etwas wert ist ? Zum SchluB sei gesagt, daB Vossler bei der Behandlung eines den Leidenschaften so ausgesetzten Gegenstandes wie die Wechselbeziehungen der deutschen und romanischen Kultur und die Gefühle und Haltungen der feindlich verschlossenen Völker am Rhein es sind, eine Sachlichkeit historischer und kritischer Betrachtung an den Tag legt, von der man wiinschen muB, daB sie sich ausbreite und in Deutschland, in Frankreich, in Italien und allerorten tiichtige Nachfolger finde. Jenen Gefiihlen und Haltungen tief ins Auge schauen, ihre Psychologic und ihre Geschichte erkennen, das ist unsere

Aufgabe nicht sie einpflanzen, nàhren und hegen in der eigenen Brust, wie es dem oben beschriebenen Vulgus zukommt, der uns darà immer iibertrifft, denn er öffnet sich jenen Leidenschaften mit einer Spontaneità!, einer Hingabe und eigenartigen Treuherzigkeit, die in uns gebildeten und nachdenklichen Menschen dock nie so recht gedeihen kann.

(Aus der Zeitschrift La Critica XXIII, September 1925)

Benedetto Croce

ERSTER VORTRAG

Seinem strengen Sinne nach solite man das Wort Kultur nur in der Einzahl gebrauchen. Denn alles, was der menschliche Geist schaffend und arbeitend hervorbringt, hat darin, dab es menschliches Geisteswerk, d. h. Kultur ist, seine Einheit. Zwischen den kindlichen Bemiihungen eines afrikanischen Negerstammes und den tausendfach verwickelten Künsten und Wissenschaften einer nordischen GroBstadt kann nach heutiger Vernunft und Erfahrung der Abstand nicht mehr so weit gedacht werden, daB sie einander nichts angingen und in geistiger Hinsicht sich gegenseitig nicht irgendwie fórdern könnten. Irgendwie, das will nicht heiBen: in beliebiger, nàchstbester, gleichgiiltiger Weise. Vielmehr kommt alles darauf an, daB man aus dem vieldeutigen Irgend das bestimmte Wie des Zusammenhanges, das Wie der Einheit und Förderungsmbglichkeit herausfinde. Denn jeder Fehlgriff ist hier verhängnisvoll. Freilich, wenn die Einheit der menschlichen Gesamtkultur die gleichfbrmige und massige eines ungegliederten, breiartigen Gebildes wäre, so kónnte man ohne Schaden die Bevblkerung einer europäischen GroBstadt gegen die eines Negerstammes auswechseln und diesen hier und jene dort an den angefangenen Kulturaufgaben ihrer Vorgànger einsetzen und weitermachen lassen. Wenn nicht in so krasser Weise, doch immerhin gewaltsam und unverstàndig genug, sind ahnliche Ver-

mengungsversuche Schon vielfach in der Geschichte der Menschheit gemacht worden, und jedesmal hatten sie Niedergang, Mischung und Zersetzung der Kultur, d. h. Barbarei zur Bolge.

Um den Gedanken an ein solch barbarisches Durcheinander und gleichfbrmiges Gemisch von Kultur auch im Ausdruck zu venneiden, um die gegliederte und geordnete Einheit der menschlichen Kulturarbeit mit der massigen Einfórmigkeit des Barbarentums nicht zu verwechseln, in dieser lehrhaften Absicht nur, spricht man von Kulturen in der Mehrzahl und unterscheidet die griechische von der römischen und die germanische von der romanischen Kultur und denkt sich diese hinwiederum in eine italienische, spanische und franzòsische auseinandergefaltet, räumlich getrennt, zeitlich parallel, geschichtlich bedingt und gebunden. Sobaid man jedoch diese Vorstellung einer Vielheit von geschlossenen Kulturen für mehr als ein Gleichnis nimmt, gerät man in die schwersten und verbreitetsten Irrtümer.

Es tre ten dann jene materialistischen, naturalistischen und nationalistischen Kulturdoktrinen zutage, denen zufolge, je nachdem man selbst Germane oder Romane, Deutscher oder Franzose ist, alle echte Kultur, alle wertvollen Werke aus Deutschland bzw. aus Frankreich kommen und der germanischen bzw. der romanischen Rasse als Verdienst oder Besitz oder Anspruch oder Ruhmestitel zugeschrieben werden. Man bucht deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst als die echte und welsche

sis die lineette oder umgekehrt. Man inventarisiert die geistigen Giiter, sis ob es sich um Warenballen handelte, und man kann sich den Zusammenhang der lebendigen und mannigfaltigen Einheit des menschlichen Geistes nun nicht mehr anders denken sis in physikalischen, chemischen, biologischen oder wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Formen verlaufend: als EinfluB und Druck einer Kultur auf die andere, als Verbindung, Befruchtung, Anziehung, AbstoBung, Tauschhandel, Aus- und Einfuhr, Propaganda, Eroberung, t)berschwemmung, Verteidigung, ja sogar als Schmuggel, Diebstahl und Plagiat. Wie viele Bücher und Aufsàtze sind nicht in den Kriegsjahren, aber such vorher und nachher geschrieben, worden um nachzuweisen, daB alle deutsche Kultur geborgt, erschlichen, erbettelt und umgefàlscht sei aus den romanischen Kulturen, oder, von der anderen Leite her, daB die Werke eines Dante oder Michelangelo von Basse und Geistes wegen urtiimlich deutsch, nicht italienisch seien, usw. Ich kbnnte erlauchte Namen nennen, die durch solche Grobheiten des Denkens sich einen billigen Beifall aus den Massen der Bildungsphilister ihres Vaterlandes herausholen. Auch andere kenne ich, die uns einreden móchten, daB die geistige Geltung eines Volkes von der richtig betriebenen Kulturpropaganda abhange, und daB man eine Art Handelsvertràge, Zollkriege und Boykotte auch auf dem Gebiete der Wissenschaften und sch&nen Künste mit Erfolg bewerkstelligen könne und miisse. Manche glau-

ben segar, daB ein siidamerikanischer Unternehmer durch Bekanntschaft mit Goethe und Beethoven oder durch Nachrichten über ungere deutsche Begeisterung für den spanischen Cervantes etwa so weit gebracht werden kònne, daB er groBe Lieferungen von Dampfpflügen oder Motoren in dem Vaterland unserer Geisteshelden bestellt ; und auf dieser handfesten Voraussetzung gründet man deutsch-amerikanische Zeitschriften, in denen wir dicht neben literar- und kunstgeschichtlichen Forschungen die neuesten Berichte über argentinische Getreide- und Fleischpreise lesen kónnen. Zu so rohen und albernen Auskunftsmitteln wird man getrieben, wenn man sich dem ursprünglichen Einklang des menschlichen Geistes verschlieBt und doch in dem eingebildeten und vergótterten Panzergehàuse der Heimatkultur nicht ersticken will.

Aber Wissenschaften und Kiinste, die man als Erbgut zu besitzen und im vaterländischen Schreine gesichert glaubt, wandern aus, man weiB nicht, durch welche Türen; nur die Ladenhiiter bleiben einem liegen. So haben Aischylos und Sophokles, Phidias, Praxiteles, Sokrates, Platon und Aristoteles làngst das alte Hellas verlassen und sind seit Jahrhunderten iiberall in den modernen Kulturlàndern besser zu Hause als in Athen. Die Anzeichen, daB es uns Deutschen nicht anders gehen wird, wenn wir im vólkischen Bildungsneid und Kulturgeiz verharren, mehren sich. Schon muB zugestanden werden, wie mir scheint, daB unser Schelling in Paris

von Bergsons Lehrkanzel herab sich lebendiger vernehmbar macht als auf deutschen Hochschulen, und daB unser umfassendster und gewaltigster Denker, Hegel, der deutscbe Aristoteles, den fruchtbareren Teil seiner Wirksamkeit nach Italien und England verlegt hat. Diese Abwanderung ist gewiB nicht durch Betriebsamkeit im Ressort unserer Kulturpropaganda erzielt, sondern durch Erstarrung in unserem Bildungswesen ermbglicht worden.

Die echten Werke des Geistes gleichen den Leuchtkugeln, die von einer bestimmten irdischen Stelle in die Luft gejagt, nach alien Seiten hinaus die Nacht erhellen und nicht an den Ort zuriickkehren, der sie versendet hat. Das starke Licht strebt in die Feme, und es ist eine Art Naturgesetz, daB groBe Propheten in der Fremde mehr als zu Hause gelten. Aber dieser Fluch wendet sich zum Segen fiir die Gesamtheit und treibt gerade das Beste am weitesten über die vaterlàndischen Grenzpfàhle hinweg. An diesen wenigen Wirkungsformen des Geistes herumzubessern und durch die Diplomatie einer „groBziigigen Kulturpropaganda[44] im Gefolge des Besten, das man hat, auch seinen Trddel und Fusel dem Ausland aufschwatzen und Geschàfte machen zu wollen ist ein trauriges Unterfangen. In der Tagespolitik, und solange die anderen den Schwindel nicht merken, mag man kleine Erfolge damit erhaschen, auf die Dauer schadet man sich selbst und nicht nur in geistiger, sogar in politischer Hinsicht. Ohne Propaganda, ja ihr zum

Trotze, propagieren sich die gefliigelten Kinder des Geistes.

•

Wenn wir nun nach dem Verhalten des deutschen Geistes zu den romanischen Kulturen fragcn, so kann es sich für uns nicht mehr urn Einfliisse, noch um Uberschwemmungen und Eroberungen handeln, die jener durch diese oder diese durch jenen erfahren, auch nicht um Siege oder Niederlagen, Einnahmen oder Ausgaben, Soil und Haben auf der einen bzw. auf der anderen Seite. Nur um die Zusammenhänge, um die Formen des Einklangs kann uns zu tun sein, die aus dem groBen Duett sich erheben, vie es seit zweitausend Jahren nun schon gesungen und gespielt wird von der germanischen und romanischen Stimme des menschlichen Geistes.

Eine Reihe von groBen geschichtlichen Aufgaben sind den Romanen und Germanen in dieser langen Zeitspanne gemeinsam geworden. Ich hebe nur die offensichtlichsten heraus : Gestaltung eines europàischen Weltreiches und Bildtmg einer christlichen Gemeinschaft waren die Angelegenheiten des Altertums und Mittelalters. Im Zeitalter der Renaissance und Reformation sodann ging es um Befreiung, Erziehung und Erhiihung des Einzelmenschen, weiterhin in den Jahrhunderten der Aufklärung und Romantik um Erwekkung und Vertiefung des nationalen BewuBtseins, und schlieBlich in unseren Tagen um die Humanisierung der

sozialen Einrichtungcn und Lebensformen. Solche Menschheitsaufgaben sind keine Rätsei oder Vexierspiele, für die es nur „eine“ Lösung gibt. Lie wollen vielmehr von jedem Volk, von jeder Zeit, in gewissem Sinne sogar von jedem Einzelmenschen auf besondere Weise angefaBt und gefördert werden. Lie sind zwar historisch, aber nicbt in der Art, daB das Vergangene an ihnen erledigt und beseitigt wäre ; denn an der Gestaltung eines europäischen Weltreiches und einer christlichen Gemeinschaft arbeiten wir irgendwie beute noch, und die Leistung der alten Römer und der mittelalterlichen Katholiken entbebt uns dieser Aufgabe keineswegs ; im Gegenteil, sie verpflicbtet uns dabin, daB die rOmische und die katholische Lösung nicbt mehr die heutige sein, d. h, nicbt wiederholt werden kann. Und an der vordringlichen Aufgabe von beute, an der sozialen Erage, haben auf ihre Weise schon die àltesten Kulturvölker sich versucht; wie es auch Renaissancen und Reformationen, d. h. Befreiungen und Erhöbungen der Einzelpersönlichkeit nicbt etwa nur im 16. Jahrhundert, sondern irgendwie immer und liberal! gegeben hat und geben wird. Historisch sind die genannten Aufgaben also nur in dem Sinne der Vorherrschaft, nicbt der Alleinherrschaft für gewisse Zeiten, und im Sinne des bedeutsamen Hinweises, aber nicbt der Festlegung auf gewisse Epochen und Nationen. Hamit ist auch gesagt, daB die romanischen Beiträge zur Lösung dieser Aufgaben durch die germanischen nicbt entwertet, nicbt überfliissig gemacht oder

gar widerlegt werden kbnnen, noch umgekehrt, wohl aber, daB der welsche Beitrag den deutschen und dieser jenen zu ergänzen, zu fórdern, zu integrieren geeignet, wo nicht gar berufen ist.

*

Das Weltreich der Rbmer verdankt seine Festigkeit und Ausdehnung dem religiósen Gefiihl und dem RechtsbewuBtsein seiner Träger, oder besser: der vòlligen Durchdringimg von Glaube und Recht: wodurch die „Pietas“ im alien Rom zu einer politiscben, staatserhaltenden Kraft, das „ Jus“ zu einem göttlichen Prinzip und der Imperator schlieBlich zu einer Gottheit wurde. Wie aus dem gbttlichen Gesetz das Naturrecht als ein iibernationales Vblkerrecht floB und aus diesem das römische Biirgerrecht, so muBte der Bürger des Kaiserreiches sich als Weltbiirger fühlen und dutch seine Zugehbrigkeit zu dem gewaltigsten aller Staatswesen als ein rechtlich geschiitztes und gebimdenes Glied des Universums. Das rbmische Weltreich nahm in der Vorstellung und in den Gemütem seiner Menschen eine metaphysische, kosmische Bedeutung, Würde und Ausdehnung an. Innerhalb dieser gbttlich-irdischen Ordnung war Raum fiir alle Volksstàmme des Erdkreises, für die privaten Gewohnheiten, Meinungen, Kulte, Mysterien und Götter. DrauBen aber herrschte Unordnung, Barbarei und Verworfenheit. AuBerhalb des groBen Pantheons und Weltreiches hellenistisch-lateinischer Pràgung war das Chaos

oder das Nichts. Diese ebenso umfassende wie ausschlieBliche, philosophische und glàubige, rationalistische und dogmatische, aufgeklärte und bescbränkte Denkart, die „einen" Jupiter im Himmel, „ein" Vernunft- und Naturgcsetz im Weltall, „ein" Refcht und „einen" Kaiser auf Erden baben will und nichts AuBenstebendes anerkennt, dieser katholische und formale Einheitssinn ist das rbmische Erbteil, das die Italiener, Franzosen und Spanier überkommen baben und beute nocb im Biute tragen, zwar nicbt mehr als einen bucbstàblicben Glauben, nicht mebr als ausgesprocbene Uberzeugung, wobl aber als eine Art geistigen Naturtriebes, vielfacb verändert und wandelbar, jedoch beharrlich und grundlegend, etwa so, wie das alte Latein in den Spracben det heutigen Romanen immerzu lebt und fortwirkt.

Die Germanen aber prallten von auBen und sozusagen aus dem Dunkel einer ordnungsfremden Naturwelt, aus den Wàldern bervortaucbend, gegen dieses gescblossene Staats- und Bildungsgefüge. Im Osten, Norden und Westen pochten sie an die ehernen Tore der Römer: Ost- und Westgoten, Franken, Alemannen, Bayern, Sachsen usw. Von ihrer eigenen Zusammengehörigkeit batten sie kein klares BewuBtsein, geschweige denn von einer germanischen Kultur. Ein weitschauendes Wort in Hegels Philosophic der Geschichte kennzeichnet die Sachlage. „Die Griechen und Römer waren gereift in sich, als sie sich nach auBen wendeten. Umgekehrt baben die Germanen damit angefangen aus sich herauszuströmen, die

Welt zu überschwemmen und die in sich morschen und ausgehöhlten Staaten der gebildeten Volker sich zu unterwerfen. Dann erst hat ihre Entwicklung begonnen, angeziindet an einer fremden Kultur, fremden Religion, Staatsbildung und Gesetzgebung. Lie haben sich durch das Aufnehmen und Uberwinden des Fremden in sich gebildet, und ihre Geschichte ist vielmehr ein Insichgehen und Beziehen auf sich selbst." — Seit unter dieser Konstellation unsere Vorfahren in die Weltgeschichte eingetreten sind, will es, wenn ich so sagen dark, der Rhythmus unseres Schicksals, daB wir immer erst spät und unmittelbar, immer auf Umwegen, bald durch Knechtschaft und Dienst, bald durch Verneinung, Empörung und Zerstörung der auferlegten Formen zu unserer Eigenart und zur schöpferischen Mitarbeit an der menschlichen Kultur gelangen können. Die unmittelbare und zahme Teilnahme an den Aufgaben der Menschheit ist uns ausnahmsweise und gelegentlich vielleicht da und dort vergOnnt, in der Regel aber müssen wir, sei es weil unser Temperament zu langsam und unsere geschichtliche Stunde zu spät kommt, sei es weil die Urspriinglichkeit unseres Geistes zu ungestiim, zu tief und zu dementar ist, auf groBen und unbequemen Umwegen an die staatlichen und geistigen Dinge uns heranarbeiten. So gelten wir den anderen, insbesondere den Romanen, abwechslungsweise als ein unbàndiges, ruhest&rendes, protestlerisches, oder als ein langsames, geduldiges, urnständliches Volk.

Die ersten VorstòBe der Germanen wurden abgewiesen, die zweiten verliefen sich auf den vielverzweigten Lirassen des Weltreiches, die eben doch niobi immer nach Rom fiihren, die folgenden schlieBlich zertriimmerten das iiberalterte Bauwerk, fùhrten zugleich aber den abfallenden Landscbaften in Iberien, Gallien nnd Italien junge, unverbraucbte Menschenkràfte zu. Das Imperium Romanum erschien den Germanen, eben veil ihnen selbst die staatliche Einheit und Rube fehlte, als etwas Herrbches und Robes. Freudig und verworren, zuerst als Skiaven und Soldaten, sodann als Helfer und Verbündeie, schlieBlich als Feinde und Eroberer strebten sie ihm zu. Als Karl der GroBe es vom Norden aus mit genialem Macbt- und Bildungswillen wieder aufrichtete, war es etwas vòllig Neues geworden: ein lehensherrscbaftbches, germanisches und cbristlicbes Gefiige, gegriindet niobi mehr auf die Gleicbmacberei des Biirgerrecbtes, niobi mehr auf eine Religion des Staatsrecbtes, sondern auf die persönliche Zuverlässigkeit und Treue des Gefolgsmannes, des Vasallen, des Grafen, Markgrafen und Herzogs. Das Ganze eher ein ethisches Siegeszeichen und Vorbild von Ergebenbeit, Vertrauen und herrschaftlichem Nanne smut als ein auf Dauer berechnetes und wohnliches politisches Bauwerk. Es hat denn auch eher kraft seines idealen Auftriebes als durch die Schwere der Macbt und eher als Wunschbild, als Forderung und Anspruch, als seinem materiellen Bestande und Umfang nach durch die Jahrhunderte des

Mittelalters, ja bis in die Tage Goethes hinein sich halten und durch zahlreiche Unterbrechungen, Interregna, kaiserlose und doppelkaiserliche Pausen hindurch sich erneuern können. Die genauen und starren Grenzen des friiheren Reiches sind dem deutschen Kaiserreich fremd. Dieses will keinen Limes Romanus, denn, der Idee nach unbeschränkt, dehnt es sich in giinstigen und schrumpft in unglücklichen Zeiten, atmet und pulst bis in die femste Mark und kann schwinden, bis nur das Symbol von ihm, die kaiserlichen Insignien noch iibrig bleiben. Es kennt keine Erbfolge, keine feste Residenz, keine durchgreifende Verwaltung, keine Biirokratie, kein kaiserliches Eigentum und muB sozusagen an jedem Morgen aufs neue erkämpft und behauptet werden. Man kann sich kaum eine weniger stabile, eine dynamischere Herrschaftsform denken, keine, die an ihren Träger so bobe, so übermenschliche, physische und seelische Anforderungen stellt und beim geringsten Nachlassen so rasch in Schlendrian versinkt. Ich darf hier an die Worte des kaiserlichen Kanzlers in Goethes Faust erinnern:

„Die höchste Tugend, wie ein Heiligenschein,
Umgibt des Kaisers Haupt, nur er allein
vermag sie giiltig auszuiiben :
Gerechtigkeit ! — was alle Menschen lieben,
Was alle fordern, wiinschen, schwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach ! was hilft dem Menschengeist Verstand,

Dem Herzen Giite, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wiitet,
Und Ubel sich in Ubeln ùberbrutet.
Wer s ebani bin ab von diesem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm scbeint's ein schwerer Traum,
Wo MiBgestalt in Mifigestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzbch iiberwaltet,
Und eine Welt des Irrtums sich entfaltet. —
Entschliisse sind nicht zu vermeiden,
Wenn alle schädigen, alle leiden,
Geht selbst die Majestàt zu Raub."

Die Deutschen haben fiir diesen schwankenden Thron eine Reihe der herrlichsten ethisch-politischen Persönlichkeiten zu stellen verme chi, die in ihrer Art den Vergleich mit den rOmiscben Càsaren nicht zu scheuen brauchen. Aber die Einrichtung al» seiche muBte mehr und mehr zum Spielball der erdgebundeneren Màchte: der in- und ausländischen geistlichen und weltlichen Territorialfiirsteil und Stàdterepubliken werden und ein unriihmliches Ende nehmen. Ihre Geltung war zu sehr auf das Ideale und Metaphysische gestellt und lag, wenn ich es scherzend sagen darf, zu unmittelbar in Gottes, d. h. ernsthaft gesprochen, in des rbmischen Papstes Hand. So ging sie fiir immer dahin; aber die For derung, nach der sie vom deutschen Geiste geschaffen wurde, bleibt fiir alle Welt und nicht nur fiir uns bestehen: nàmlich ein politisches Gebilde zufinden, das, schmiegsamund dehn-

bar, so viel ethischen Auftrieb und so viel irdisches Schwergewicht entfalten kann, daB es einer Kulturgemeinschaft von V&lkern das Recht und den Frieden sichert. Ob der Völkerbund in Genf dieser Aufgabe besser genügen wird als die deutschen Kaiser des Mittelalters ? Imperium und Ecclesia, Kaiser und Papst, waren aufeinander angewiesen, trugen sich gegenseitig, balfen sich; und wenn sie in grimmige Rivalität gerieten, so war es der übertriebene Ausdruck ihres Arbeitens an der gemeinsamen menschlichen und christlichen, diesseitig-jenseitigen Sache. So haben die fiihrenden Geister des Mittelalters und als letzter und klarster Dante Alighieri das Verhàltnis aufgefaBt; daher sie immer wieder hofften durch freiwillige reinliche Arbeitsteilung den Frieden zwischen Cäsar und Petrus zu stiften. Wenn man das Kaisertum als eine vorwiegend deutsche Leistung betrachtet, so muB man das Papsttum als eine wesentlich romanische anerkennen, vorausgesetzt, daB man solche Gleichungen nicht buchstäblich, sondem ihrem vorwiegenden Sinne nach nimmt. Es ist nun entscheidend fiir den Geist der rómischen Kirche, daB sie, im Unterschied von der griechischen, nie das MiBtrauen vergiBt, das ihr groBter Berater, Aurelianus Augustinus, ihr gegen jede weltliche Macht, gegen jede „Civitas terrena" eingeflóBt hat. Sie läBt sich von den weltlichen Machthabern Verfolgung, Wohltat, Schenkung, Bedriickung und Fórderung, kurz alles gefallen, nur keinerlei Bevormundung. In der Uberzeugung, daB der jenseitige Ge-

danke, den sie hienieden zu vertreten hat, h<5her steht als jedes zeitliche Geschàft, sorgt sie wit zähem Eifer für die Unabhàngigkeit ihres gnadenanstaltlichen und kSrperschaftlichen Charakters. Abwehrend in weltverneinender Ubung und Zucht und zugreifend in weltumschlingender Hilfeleistung, gerät sie durch die doppelseitige Tatkraft ihres Geistes in fortwàhrende Konflikte defensiver und offensiver Natur wit der Welt, greift in heiligem Eifer nach dem Schwert, ja nach dem Golde sogar : um alsbald in heiligem Abscheu diese Werkzeuge zu ververfen; befleckt und läutert sich abwechselnd und will nicht ruhen, bis sie den Erdkreis sich dienstbar gemacht, entmündigt, d. h. in ihrer Sprache, erlöst hat. Eben diesen erobernden Zug, diese ethische Schwungkraft hat sie wit dem deutschen Geist, vie er im mittelalterlichen Kaisertum sich auswirkt, gemeinsam. Wie hätte ohne solch ideale Verwandtschaft, ohne die Àhnlichkeit der Ziele, der Kràfte und des Glaubens so fieberhaftes Kommen und Gehen von Romfahrten, Befehlen, Bullen, Erlassen, Bannflüchen und Segenssprüchen sich über den Kamm det Alpen hinwegspinnen können ? Bald nachdem der Kaiser im Norden sich schlafen gelegt hatte, sah der Papst in Avignon sich gefesselt von seinen eigenen Helfern und gefangen im eigenen Netz.

Freilich ist die rbmische Kirche ihrer Organisation nach ein sehr viel dauerhafteres Gebilde als das deutsche Kaisertum. Yom alten Rom hat sie die Kunst der Verwaltung geerbt, die unseren Kaisern immer ein Geheim-

nis blieb. Noch heute steht sie mächtig da, und kein Verstàndiger wird in absehbarer Zeit an ihren Untergang denken. Aber man lasse sich niobi täuschen. In Sachen der Kultur kommt es auf den geistigen Kern, niobi auf die Hiilse, auf Aufgabe und Leistung, niobi auf das anstaltlicbe und kórperschaftlicbe Gerüste an. Ihrem Geiste, ibren Aufgaben und Leistungen zufolge ist die römische Kirche von beute etwas wesentlich anderes als die mittelalterlicbe. Sie leitet niobi mebr, wie ebedem, die Erziebung der gesamten denkenden Cbristenbeit. Sie hat alle selbständig und kritisch forschenden Köpfe, und d. h. den reiflenden ungeheuren Strom der Wissenscbaft aus ihrer Bevormundung enilassen müssen. Scheidemauern zwischen weltlicher Wissenschaft und Theologie werden fortwährend überschwemmt. Karitative Tätigkeit, soziale Fiirsorge und dergleichen sind zum gröBten Teile ihr abgenommen. Ob sie dem Sozialismus und Kommunismus gegeniiber ein haltbares Bollwerk zu errichten befähigt und gewillt ist, wie unser kurzsichtiges Biirgertum hofft, ob sie den drohenden Aufstand der Massen, den sie jetzt noch zu beschwören versucht, niobi morgen schon hinnebmen, anerkennen und heiligsprechen wird, bleibt abzuwarten. Zunächst lebt sie innerbalb der christlichen Welt vielleicht mebr von den diesseitigen Àngsten der Besitzenden als von den jenseitigen Hoffnungen der Enterbten. In der äuBeren Mission hat sie zahlreiche und lebhafte Rivalen. Dem Anspruch und dem Gefühle nach bleibt sie freilich nach

wie vor fiir jeden, der pietàtvoll denkt, die ehrwiirdige Mutter der Christenheit. Aber dem gereiften Mann, der einen eigenen Hausstand gegriindet hat, ist die Mutter etwas anderes als dem Kind.

*

Die rOmischen und romanischen Organisationen haben — nicht immer, aber zumeist — das Eigenartige, daB sie den Zweck, dem sie. dienen, uberdauem und dann gar fur neuartige Zwecke als alte Schlàuche herhalten miissen. Wie noch beute die màchtigen Gebàude der römischen Thermen, Amphitheater, Paläste, Triumphbógen und Tempel dastehen, nachdem sie lange vom Leben verlassen sind, wie der heilige Dreireim der Gòttlichen Komi)die, das geschliffene Sonett des Petrarca, die runde Stanze des Ariost, der dialektische Alexandriner des Corneille, der feierliche Schritt der spanischen Romanze noch immer gepflegt und von völlig veränderten Gefiihlen und Bedurfnissen schlecht und recht bewohnt werden, so halten die Romanen auch im kirchlichen, staatlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Leben, Solange es bei wachsender Unbequemlichkeit noch irgend möglich bleibt, an den altri)mischen Systemen einer einheitlichen und biirokratischen Verwaltung, Erziehung, Formung und Bevormundung ihrer Menschen fest. Oft und rasch wird zwar die politische Fassade geändert, aber die Mauern und Wànde beharren. An der Verwal-

tungstechnik gemessen, war sogar die franzbsische Revolution nur ein Umsturz der Fassade und eine Verstàrkung des inneren Rohbaues.

In Deutschland pflegen iiberlebte Formen rasch zu verfaulen. Wir bauen fur Jahre oder Jahrzehnte, nicht fiir eine irdische Ewigkeit, an die wir nicht glauben. Unsere Vorfahren fiigten aus Flechtwerk und Holzgebälk ihre Häuser. Um Monumentalbauten aufzurichten batten sie weder das Material, noch die Geduld, noch die Eitelkeit. Unsere gröBten Dichter lieben eher den freien Rhythmus als das feste Metrum. Kontinuität und Gewohnheit herrschen auch bei uns — „denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht". Ja wir neigen vielleicht weniger zur Neuerungssucht und zum Umsturz als die Romanen, eben well das Uberalterte, zur bloBen Formsache Erstarrte, uns sozusagen von selbst zergeht, bedeutungsfremd wird und nur als Anhàngsel wesenlos und zopfig nachschleift. Uns ist der Zerfall des Formalen das Natiirliche und sein Aufbau das schwer zu Leistende, immer von neuem zu Beginnende. Dem Romanen wachsen die Formen spontan, sinnvoll und anmutig; fur ihn beginnt die Schwierigkeit, wenn sie da sind, hart werden, nicht sterben können, und er mit ihnen, in ihnen wohnen und fortleben soil. Da erweisen wir ihm zuweilen den ungebetenen Bruderdienst und zerschmettern sie: in der dunklen Zuversicht wohl, daB seinem gliieklichen Genius eine neue Formenwelt leicht gelingen wird und auch wir vielleicht ein schbnes Vorbild an ihr finden.

Uns tut als Schutzgefiihl gegen den eigenen Dämon eine gewisse Ehrfurcht fiir das Bestehende, tJberkommene und Ubernommene not. Die Romanen hingegen brauchen einige Leichtfertigkeit und Zweifelsucht, um in ihren Formalismen und Dogmatismen nicht greisenhaft zu werden. Wenn uns ein kindlicher Glaube und Ernst, so bekommt ihnen dio lächelnde Skepsis als Jungbrunnen ihrer Geistesart. Denn es ziemt und empfiehlt sich, daB jedes Volk und jeder Mensch nach einem Gegengewicht seines angeborenen Hanges und seiner seelischen Gefahren strebe.

ZWEITER V O R T R A G

Wie in das staatliche sind die Germanen auch in das christliche Denken und Handeln auf andere Weise eingetreten als die Romanen: spàter, langsamer, vielfach auf dem Umveg fiber den halbheidnischen Arianismus und, vorauf uns besonders ankommt, mit einem seelisch und geistig sebi viel leichteren Gepàck. Denn ihre alten Gfitter varen an keine Tempel und Bundesladen, an keine Standbilder noch sonstige GefàBe gebunden. „Ubrigens balien sie veder Götter in Wànde zu sperren noch Menschenzfigen ähnlich abzubilden himmliscber GroBartigkeit fiir gemàB. Haine und Wälder veihen sie und bezeichnen mit Gfitternamen das Geheimnis, dessen nur Ehrfurcbt ansicbtig ist", sagt Tacitus. (Germania, Ubersetzung von Rudolf Borchardt, 1922.) Die Romanen dagegen trugen s ch ver an ihren in Basalt, Granii, Marmor und Erz gestalteten orientalischen, griechischen und lateinischen Gottheiten, und immer drohte die Last der Vergangenheit sie beim Aufstieg zur christlichen Religion des freien Geistes zuriickzuziehen ins Heidnische. Aber gerade veil der sinnliche Druck fiber ihnen gröBer und die Gegenständlichkeit des Gfittlichen bärter var, haben sie bei der Festigkeit des neuen Glaubens zunächst auch die stärkere und vertvollere Arbeit geleistet. Vor dem 13. Jahrhundert kommt kaum ein Germane oder Deutscher in Betracht, der seine Verdienste um die fibemationale Sache des christlichen Glaubens

und Denkens an denen eines Augustin, sines Benedict von Nursia, Gregor des Ersten, Petrus Damiani, Bernhard von Clairvaux, Dominions und Franciscus von Assisi diirfte messen. Der geniale Bischof Ulfilas, den man etwa nennen möchte, hat nur für seine Goten gesorgt.

Allein, je höher durch romanisch gebildete Gemüter und Geister die Entschlossenheit des christlichen Willens und die fromme Sehnsucht und Hingabe getrieben wurden, desto bedrohlicher wuchtete die alte Last der sinnenfrohen lateinischen Erde. Die Spannung wurde für durchschnittliche Menschen unerträglich ; die Schönheit der Antike leuchtete, je mehr man sie mit dem durchgeistigten Auge des christlichen Gnaden- und SündenbewuBtseins betrachtete, desto verfiihrerischer — und jetzt, da die völlige Verweltlichung der abendländischen Christenheit unvermeidlich schien, schlug die Stunde des deutschen Geistes.

Er ist nicht als Bilderstürmer dreingefahren ; denn inzwischen batte auch er seine Humaniora gelemt und in den Zeitaltern der Karolinger, der Ottonen und der Hohenstaufen die SiiBigkeit der weltlichen, höfischen und antiken Kiinste und Wissenschaften gekostet. Aber die Unbefangenheit, die Freiheit, ja in gewissem Zinne die Willkiir seiner Subjektivität batte er sich bewahrt, so daB ihm die objektiven Gebilde des Geistes: der Staat, die Kultur, die kirchliche Geisteslehre usw. nicht als losgelöste GröBen mit unerbittlicher Giiltigkeit ge-

geniiberstanden, sondern als vermittelte, verwandte, biegsame und menschlich vertraute Dinge. Meister Eckhart, der Schiller des Thomas von Aquino, ist der erste, der mit dieser deutschen Kindlichkeit und Kühnheit die virtuos gewordene Frömmigkeit wieder schlicht, das dogmatisch gebundene und iiberspannte Denken ■wieder schmiegsam, den abstrakt gewordenen Gott wieder innig und lebensfroh und das geängstete Gemiit wieder gelassen und zuversichtlich macht. Ja, so sehr hat er ein Herz zu den höchsten Dingen gefaBt, daB er auf deutsch von ihnen und aus ihnen zu sprechen und schreiben wagt. In der friedfertigen Beschaulichkeit seines Dominikanerklosters war dies nun freilich verhältnismäBig leicht und blieb zunächst ohne durchgreifende Folgen. Seine zukunftsreichsten Gedanken waren spekulativ, und erst Hegel kann sinngemäB an ihn anknüpfen in seinem Kampf gegen die erstarrte Theologie des aufgeklärten Protestantismus und kann im 19. Jahrhundert jenes Wort von ihm zur Geltung bringen, das man als Pantheismus miBdeutet hat, während es lebendiges, antinaturalistisches Christentum ist: „Das Auge, mit dem mich Gott sieht, ist das Auge, mit dem ich ihn sehe; mein Auge und sein Auge sind eins. In der Gerechtigkeit werde ich in Gott gewogen und er in mir. Wenn Gott nicht wäre, so wäre ich nicht; wenn ich nicht wäre, so wäre Gott nicht. Dies ist jedoch nicht not zu wissen; denn es sind Dinge, die leicht miBverstanden und nur im Begriff erfaBt werden konnen." (Hegel,

Begriff der Religion, Ausg. G. Lasson. Leipzig 1925, 8. 257.)

Durchgegriffen hat erst die derbere Hand Luthers. Er durchbrach die anstaltliche Verabreichung der gdttlichen Gnade und setzte die Persönlichkeit des einzelnen Christen in unmittelbare Verbindung mit Gott und holte sich die Rechtfertigung aus dem eigenen Glauben und beruhigte sich in einer gottergebenen GewiBheit, die erst am rómischen Widerspruch erkannte, vie kiihn sie war, und sich doch nicht beirren lieB. Die angstvolle und lähmende Spannung zwischen kirchlicher und weltlicher Denkart war damit zwar nicht aus der Welt geschafft, aber ihre starre Verallgemeinerung in Verboten, BuBdisziplinen, Ablässen, Bannfliichen, Interdikten, Exkommunikationen usw., kurz ihre römisch-katholische Versteifung war behoben. Es war auch keineswegs Luthers Absicht, den sinnlichen mit dem geistigen Menschen in uns auszusdhnen; im Gegenteil, er hat den Kampf des Gewissens aus der Allgemeinheit und AuBerlichkeit des Verordnungswesens in das Innenleben der Einzelpers&nlichkeit verlegt, so daB nun, was früher zwischen Kaisern und Päpsten, zwischen Priestern und Ketzern, zwischen Klóstern und Bischófen gewalttàtig, zunftmäBig und im Groben ausgefochten wurde, jeder einzelne säuherlich und fein in einem geistigen Ringkampf um die Lauterkeit des freien Wissens mit seinem Herrgott auszutragen batte. Dies ungefähr ist die ideale, geschichtliche und zugleich überhistorische Bedeutung

der Reformation. Durch diese wesentlich deutsche Tat ist das, was als Druck und Zwang auf dem Geistesleben des Abendlandes lastete, umgewandelt worden in tausend und abertausend seeliscbe Antriebe und Kràfte. An alien Enden begann es zu drängen und zu bliiben. Es war, wie Ulrich von Hutten ausrief, eine Lust zu leben.

Und nicht nur der Glaube, auch die Sinnlichkeit der Menschen wurde herzhaft und jugendfrisch. Denn Hand in Hand mit der Reformation hielt die Renaissance ihren Einzug und erneuerte alle Anschauung unserer diesseitigen Dinge. Der italienische Geist und der deutsche vereinigten im Jubel der ersten Jahrzehnte des Cinquecento ihre Siegeszeichen.

Uber das Verhàltnis der Renaissance zu der Reformation sind in der heutigen Geschichtsforschung verschiedene Auffassungen zutage ge tre ten. Die einen leiten aus den Reformbewegungen der Mystiker, der Ketzer und Protestanten den Aufschwung der schönen Kiinste und Wissenschaften ab, die anderen erblicken mit Nietzsche in der Renaissance den góttlichen Springquell, der durch die mfinchische Dumpfheit eines Savonarola und Luther getriibt und durch die Gegenreformation verstopft worden sei. Wieder andere machen aus der Reformation eine religióse und ethische Begleiterscheinung der Renaissance, oder aus dieser eine kunstfreudige Nebenbuhlerin von jener. Nur in einem Punkte sind mehr oder weniger alle einig, nàmlich, dall die Renaissance sowohl

wie die Reformation den Menschen aus seinen mittelalterlichen Verbänden herausgehoben und mit eigenen Beinen seine Wege zu suchen getrieben babe. Darauf in der Tat kommt es an. Im iibrigen kann keiner der genannten Standpunkte das Feld allein beherrschen, denn durch geschichtliche Forschung läfit sich weder der zeitliche Vorrang, noch das geistige Ubergewicht der Renaissance über die Reformation, noch jener iiber diese beweisen. Immer werden kiinstlerisch fiihlende Denker, mögen sie Deutsche oder Romanen sein, den Bildungswert der Renaissance unterstreichen, ethisch und religiös veranlagte den der Reformation. Und beide Teile werden, wenn sie ihrer Sache auf den Grund gehen, auch in der Renaissance einen religiSsen und ethischen Trieb und in der Reformation manchen kiinstlerischen Zug entdecken. Das jüngste Gericht, mit dem Michelangelo die Sixtinische Kapelle schmiickt, ist ein sittliches Bekenntnis von protestantischer Wucht, und Luthers Deutsch ist ein Kunstbau, so hell, so sinnenfroh und edel wie ein Gebilde der Renaissance. Und was die nationale Verteilung der Rollen betrifft, so haben Romanen und Germanen einander derart in die Rände gearbeitet, daB der Protestantismus schliefilich durch den Franzosen Calvin und der italienische Humanismus durch den Holländer Erasmus zum Welterfolg gefiihrt wurde. — Nur dem entscheidenden Ursprung und Antrieb nach darf man die Reformation als eine deutsche und die Renaissance als eine italienische Bewegung gelten lassen;

wenn man aber —ich zitiere die Worte eines italienischen Philosopher! — „ein nationales Eigentum daraus macht nnd die Renaissance als etwas rein Italienisches beurteilt nnd die Reformation als etwas rein Germanisches, das nur aus jener Innigkeit hervorgehcn kann, die den anderen Völkern versagt nnd den Romanen als römisch-germanischen Mischlingen höchstens zur Hàlfte vergónnt sein soli, dann läuft man Gefahr, ein geistiges Verhàltnis zu materialisieren nnd aus einem Regriff eine fats ache zu machen. Mag immerhin die Renaissance eine vorzugsweise italienische und die Reformation eine deutsche Tat sein, so entspricht doch these wie jene einer allgemein menschlichen Forderung des seelischen Lebens, und immer von neuem werden ihre jeweiligen Erfiillungen uns angeboten und mit freudiger Zustimmung von uns erlebt, und immer erneuern sich zwischen ihnen die Gegensätze und Kämpfe, und immer fiigen sie sich wieder zum Einklang. Kein Gemiit, in dem dieses Drama sich nicht abspielte. Heute sind wir ganz erfiillt von weltlichem und ir dischem Treiben als unserer einzigen Wirklichkeit und Schönheit, und morgen verblaBt uns dieses Treiben im Angesicht des überweltlichen Wesens ; heute erfreuen wir uns in Sicherheit der eigenen Kraft, und morgen plötzlich erfahren wir ihre Hinfälligkeit und fiihlen, wie das, was uns eigene Kraft diinkte, in einer hSheren Hand liegt, die es uns gibt und nimmt und der es in Wahrheit gehiirt." (Benedetto Croce, La Critica, XXII. Rd., 1924, 8. 325ff.)

Wenn dem nicht so wäre, wenn der nordische Geist nicht dem Anhauch siidlicher Schönheit sich geòffnet hätte, wie wären auf germanischem und protestantischem Boden die Dichtungen Shakespeares, die Bilder Rembrandts, die Klänge Sebastian Backs so frisch, so selbstsicher und formenstreng gediehen ?

*

Freilich, zu rasch und zu schwer fiir unser Empfinden hat sich liber den deutsch-italienischen Friihling der spanische Mehltau der Gegenreformation gelegt. Aber von Spanien aus gesehen war es kein Mehltau, sondern ebenfalls Friihling. Wir Mitteleuropàer stellen uns unter dem Spanier des 16. und 17. Jahrhunderts ein diisteres, strenges, steifes und unfrohes Menschentum vor: Karl V., Philipp II., der Herzog von Alba, Torquemada, Jesuiten, Inquisition, Gewissenszwang, Zeremonienwesen, spanische Stiefel, Reifrbcke und Halskrägen. Diese unangenehmen Menschen und Hinge aber bedeuten Herrschaft, Unterordnung, Zucht und Disziplin. Sollten sie auBerhalb Spaniens auch nur làstig empfunden worden sein, so waltete doch in ihnen und fainter ihnen ein Geist von staunenswerter Lebenskraft.

In einem siebenhundertjährigen Kampf gegen Araber und Islam haben die Spanier die bittere Erfahrung gemacht, daB der eigene Glaube, die eigene Fasson selig zu werden nur durch militärische Tugenden gerettet und bewahrt werden kann. Tapferkeit, Ehrgefiihl und Ge-

horsam! Die inneren Fragen des Glaubens, der philo - sophische Zweifel, die subjektiven Gewissensnöte miissen zuriicktreten und schweigen, solange der Glaube in seinem àuBeren Bestand, in seinem Fortleben und seiner Uberlieferung vom Vater auf den Sohn gefährdet ist. Von den drohenden und verführerischen Elementen des Islam tàglich umgeben, mufite das spanische Christentum zu einem „noli me tangere" werden : jungfràulich, sprOde, wehrhaft und unduldsam nach auBen, unproblematisch und selbstverständlich in seinem Inneren, eine Pallas Athene mit Medusenschild und Lanze, aber ohne eigene Entwicklung, zeitlos und fertig dem Haupt Gott Vaters entsprungen. Den groBen spanischen Heiligen der Gegenreformation, Ignatius und Teresa, kommt alles darauf an, daB Ruhe und Friede sei im christlichen Gemiit, denn, wie solite, wer mit sich und Gott nicht einig ist, den Unglauben besiegen kónnen ? Gerade jenes innere Drama zwischen Diesseits und Jenseits, jenes ruhelose Auf und Ab von Sinnenlust und Seelenfrieden, das seit Petrarca den italienischen, den franzdsischen, den deutschen und englischen Menschen erfaBt hatte und auf alien Gebieten ihn grüblerisch, wiihlerisch, selbstwillig und revolutionàr machte, muBte vom spanischen Geist mit tiefem MiBtrauen betrachtet werden. Und er hatte nicht unrecht, denn allenthalben fingen die „Knaben Karl an fiirchterlich zu werden".

Die Gesinnungslosigkeit des sinnlichen und àsthetischen Menschen, wie ihn die Renaissance entfesselt hatte, und

der selbstherrliche Glaubenseifer der jungen Protestanten drohten alle Bande der Kirche, des Staates, des Rechtes, ja der Gesellschaft und der Familie zu sprengen. Der Machiavellismus und die Religionskriege verbdeten Frankreich und verwüsteten Deutschland. Wer weiB, was ohne den Geist des Sosiego, ohne das spanische Morphium aus dem fiebemden Europa geworden wäre ? Freilich, diese Beruhigung war etwas Auferlegtes und Politisches, ein Kompromifi, aus dem, etwa wie aus dem Westfälischen Frieden, die Beteiligten alle enttäuscht und ermattet hervorgingen. Auch hatten die Spanier dabei nur von auBen her und sozusagen aus der Feme, nur voriibergehend und prohibitiv eingegriffen. Ihr Bestes, ihr Humor, ihre mächtige Phantasie, ihre Abenteuerlust und Lebensfreude, kurz ihre besondere Genialität war nur nebenher und dienend dabei gewesen : ähnlich wie der groBe Cervantes in der Schlacht von Lepanto, oder Lope de Vega, „der PhSnix", auf der Todesfahrt der Armada, oder Camoes bei afrikanischen, indischen und chinesischen Unternehmungen.

Dasselbe Volk, durch dessen Schroffheit die europäische Welt wieder eng und dumpf wurde, hat mit zauber- und märchenartiger Schwungkraft uns neue Welten jenseits des Atlantischen, des Indischen und des Stillen Ozeans erschlossen.

*

Jetzt fiel der alte ptolemäische Rahmen, in dem der Himmel so nah und die Erde so gernegroB war, in Triim-

mer. Die modemen Naturwissenschaften erhoben sich, stiegen auf zu internationaler Wiirde und schoben die Theologie, die in ihrem mittelalterlichen Latein sich noch immer ein weltbiirgerliches Ansehen gab, beiseite. In den Naturwissenschaften ist uns ein geistiges Arbeitsfeld erstanden, auf dem die Forscher sämtlicher Nationen, gleichviel in welcher Sprache und von welchen kulturgeschichtlichen Bedingungen und Heimaten her, in friedlichem Wetteifer sich zusammenfinden diirfen. Denn die Natur als Erscheinung, als Gegenstand der Theorie, als Begriff, als Gesetz, als Zahl gilt alien Kindem der Erde gegenüber gleich. Je nackter sie in ihrer Sachlichkeit auftritt und die mythischen und symbolischen Hiillen des religiBsen, anthropomorphen, phantastischen und sprachgebundenen Denkens, mit dem wir sie umgeben haben, abwirft, desto neutraler erscheint sie vor einem aufgeklärten Menschengeschlecht. DaB Kopernikus Pole oder Schlesier, Galilei Italiener, Kepler ein Deutscher, Newton ein Engländer war, kommt für die Naturwissenschaft nicht in Betracht. Vor ihrem Richterstuhl wird die nationale Buchführung der grOBten Ruhmestitel unsachlich, kleinlich und gleichgiiltig.

Sobaid es sich aber nicht mehr um den besonderen Erkenntniswert, sondern um den allgemeinen Bildungswert handelt, bekommt die Sache des naturwissenschaftlichen Denkens ein völlig anderes und nationales Gesicht. Zwar wird von vielen und nicht nur von den

sogenannten Geisteswissenschaftlem der Bildungswert der exakten und mathematischen Disziplinen immer wieder geleugnet — unbegreiflicherweise. Liegt er dock jedem gesunden Auge sichtbar in der Befreiung unseres Denkens vom Wort und von allem Phantasiewesen. In diesem Geschàft der Aufklärung ist Frankreich die Lehrmeisterin der Menschheit ge worden. Seit Descartes' Versuch, die Vorteile der mathematischen Begriffsbildung auf andere und mbglichst viele Gebiete des menschlichen Denkens und Lebens zu verpflanzen, ist die Schar der Freigeister mit jedem Jahre zahlreicher und kiihner geworden und hat mit Anmut und Leichtigkeit alles zu rationalisieren unternommen : von den winkeligen Gassen der gotischen Stàdte, die man gerade, hell und breit machte, von den Verkehrsmitteln, dem Wirtschaftsleben und der Verwaltung, die man zweckmäBig regelte und vereinheitlichte, vom rechtlichen und staatlichen Dehen, das man monarchisch systematisierte und legalisierte, vom Dasein und BewuBtsein der französischen Nation, das man in die Staatsraison verpanzerte und mit den weltlichen Tugenden der Gerechtigkeit, der Kraft und der Klugheit ausrüstete, bis zu den schònen Kiinsten und Wissenschaften solite alles dem gesunden Menschenverstand, dem „bon sens" sich fügen. Denn darin waren die französischen Damen und Herren der gebildeten Gesellschaft mit ihrem Descartes einig, daB der „bon sens" in sämtlichen Menschen gleichmäBig vorhanden sei und nur der richtigen Ausbildung und Lei-

tung bediirfe, um, wie in einer mathematischen Gleichung, zu allgemeiner Anerkennung und Geltung zu gelangen und iiberall den Erfolg zu sichern. Diese Denkart bàtte zu einer unertràglichen Schulmeisterei fiihren und den Widerspruch, ja das Gelàchter der Welt herausfordern miissen, wenn sie in einem anderen Zeitalter, unter anderen Umstänäen und an einer anderen Gesinnung geübt worden ■wäre als an der verspàteten, barock-iiberheblichen Bevormundung des Menschen durch die Gegenreformation. Nun aber, da der französische Geist sich in der Verneinung betàtigen, als glànzender Esprit zutage treten und eine làstig gewordene Vergangenheit versetzen konnte, machte er ganze Arbeit, ging im Schnellschritt iiber seine technischen und politischen Erfolge hinaus, iiberrannte mit Voltaire, La Mettrie, Condillac, Diderot und Helvetius die autoritären Religionen, warf sich mit aufriihrerischem Ungestiim zurück in das staatliche Gefiige und stellte durch Robespierre neben die Guillotine dieVernunft, d. h. den französischen „bon sens" an Gottes Statt. Logar der Triumphwagen Napoleons I. noch rollt auf den Rädern dieser mathematischen Denkart. Im Namen derselben Notwendigkeit, kraft deren zweimal zwei vier ist, erhebt die franzSsische Nation ihren Anspruch auf Weltherrschaft und riittelt durch ihr eigenes Beispiel gerade diejenigen Völker, die sie knechtet und demiitigt, zu einem Ehrgeize auf, der so grenzenlos wie eine progressive Reihe von Zahlen verläuft.

Nie, so weit wir sehen, sind auf Grund sines derartig abstrakten Prinzips so ungeheure Erfolge erzielt worden : dock wohl ein Zeichen, daB die französische Nation eine Filile von Glauben und Tatkraft hineinzulegen vermocht batte, und daB es ihr gegeben war, die selbstverständlichsten allgemeinen Grundsàtze sehr eigenartig zu empfinden, mit feurigem Geist zu durchgliihen und sie nicht nur neu und reizvoll, sondern sogar wirksam und unwiderstehlich zu machen. Die Franzosen tun sich denn auch auf ihre Fähigkeit, den gesunden Menschenverstand zu aktualisieren, d. h. aufzuputzen und durchzusetzen, mit Recht nicht wenig zugute. Die konventionellen Meinungen, die idées revues, die man in Deutschland geme auf sich beruhen und in ihrer oberflächlichen Verniinftigkeit und dummen Gescheitheit liegen läBt, bekommen in Paris einen eigentiimlichen Charme und bezaubern von dort aus die Welt.

Allein, die feurigste Magie des geometrischen Geistes reicht langs nicht aus, um uns den Sieg der französischen Aufklärung und Revolution begreiflich zu machen. Man kann mit verstandesmaBigen Methoden und Kiinsten vielleicht die Himmelsmaschine und vielerlei natiirliche Dinge der Erde aus den Angeln heben, jedoch kein einzig Menschengemüt erobern. Es hat in der Tat noch etwas anderes mitgewirkt: ein Gedanke, der weder romanisch noch germanisch, d. h. ebensogut germanisch wie romanisch, nàmlich übemational und übernatiirlich ist, die Freiheit des subjektiven Geistes. Augustin batte

sie im Namen der Kirche gelehrt und gefordert, Luther im Namen. des Gewissens, Descartes im Namen der Wissenschaft und nun, da die Aufklärung im Zuge war, forderte und predigte sie der Schweizer Protestant Rousseau im Namen der Gesellschaft.

Seit Rousseau gibt es im BewuBtsein der europàischen Menschheit ein soziales Gewissen. Vorher kann man wohl allerlei Unzufriedenheiten, Anspriiche und Umtriebe bei den gedriickten Klassen oder fiir sie beobachten, doch entbehren diese der grundsàtzlichen, überzeugungsvollen Klarheit, oder sind sektiererisch und religiös bedingt, oder tragen phantastische und utopische Züge, welche eben beweisen, daB die schlechthin verpflichtende und zwingende Kraft noch nicht in die sozialen Dor derungen eingeströmt ist. Es bedurfte des unerhörten Selbstgefühles Rousseaus, um gegen die ganze zivilisierte Vergesellschaftung mit all ihren Errungenschaften und tìbeilieferungen die menschliche Wiirde und das ewige Recht der Persönlichkeit geltend zu machen. Rousseau batte eine Kluft aufgerissen zwischen den schrankenlosen Wiinschen und Mòglichkeiten unseres Gemiites und den Grenzen der Gesellschaft, der Welt, der Nation, der Natur sogar. Denn nicht nur dem bestehenden Staate, dem geltenden Rechte, den Wissenschaften und Kiinsten, auch der Natur gegenüber hat dieser sentimentale Titan uns eigenwillig, fremd und heimatlos gemacht. Wenn er aus den Tiefen des „Naturgesetzes“ die Freiheit, Gleichheit und Briiderlichkeit alter Erdenkinder

hervorholt, so meint er mit seinem „Naturgesetz“ ungefàhr das Gegenteil von dem, was die Aufklärer meinten : nicht die Raison der Mathematik, sondern des Herzens, nicht den „hon sens" des Franzosen, sondern das Gemiit des Menschen, er meint ein nenes, undogmatisches Evangelium, einen uferlosen Glauben, eine weltumschlingende Liete, eine diesseitig-jenseitige Hoffnung, einen geistigen Lebensdrang, dessen Richtungen, Ziele und Inb alte er nur erst mit schiichternen und biassen Begriffen, vie Gott, Menschheit, PersSnlichkeit, Unsterblichkeit, Freiheit anzudeuten vermag — denn : „le coeur a des raisons que la raison ne connait pas", sagt Blaise Pascal, der eigenartigste Schüler, den Descartes, und der màchtigste Vorlàufer, den Rousseau in Frankreich gehabt hat.

*

Dieses moderne, wilde, umstürzende, nach Weltvernunft diirstende und die alte, verstandesdürre Verniinftigkeit verschmähende Christentum, diesen faustischen Glauben hienieden anzusiedeln, heimisch und wohltàtig zu machen, d. h. die Rousseausche Kluft zu iiberbauen, das ist die groBe Aufgabe, an der seit Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart herein Frankreich und Deutschland gemeinsam arbeiten, jedes vie sich’s gehijrt von seiner Seite her und darum dem anderen entgegengesetzt und durch den Gegensatz verbunden. Auch hier noch gilt die Auffassung Hegels, nämlich daB „an dieser

groBen Epoche nur zwei Völker innerlich teilgenommen haben, das deutsche und das französische", und daB das deutsche zuv&rderst „mit dem Gedanken, dem Geiste, dem Begriff", das französische aber mit dem Ungestiim der Tat an das gewaltige Werk herangeht, das so gut wie ein ethisch-politisches und soziales ein religiöses und philosophisches ist.

Erst neuerdings — es ist schwer, einen Zeitpunkt anzugeben — aber man könnte etwa sagen : seit es in Deutschland ein Reich und eine sozialdemokratische Partei gibt und in Frankreich keinen Gallikanismus mehr, oder seit die Franzosen den deutschen Idealismus und die Deutschen die romanische Politisierung der geistigen Dinge im Guten wie im Rösen gelernt haben; man sieht, das sind flüssige Daten, die ungefähr zwischen 1848 und 1950 schwimmen könnten, erst seither dreht sich allmählich das Verhältnis, und beginnen die Franzosen geschmeidiger und spekulativer zu werden, und legen auch andere Völker vielleicht mit ihrer Teilnahme und nicht nur auBenpolitisch die Hand an den Bau. Freilich, je mehr dieser fortschreitet, desto vertrantere, gebildetere Hände verlangt er.

Die Zeit des Ubereifers solite vorbei sein. Verstiegenheiten und MiBgriffe, wie sie beim Zerstören des territorialen Feudalismus und Absolutismus von den Jakobinern und von Napoleon begangen wurden, oder von Fichte, Friedrich Schlegel, Schelling und Hegel bei der Auflösung des französischen Naturbegriffes und der Auk-

klàrungsvernunft, solche Uberspannungen des Unitarismus einerseits und des Individualismus andererseits sollten nicht mehr vorkommen.

Statt dessen sind seit 1914, ja schon vorher, im politischen Handeln, wie im kiinstlerischen und philosophischen Denken die Methoden ungleich roher, verwirrter, gemeiner geworden. Was baben die Fehlgriffe jener Helden des Schwertes und des Gedankens mit den Niederträchtigkeiten und dem breitspurigen Blódsinn dei heutigen Stümper zu tun ? Darf man iiberhaupt von einer gemeinsamen Kulturaufgabe, von gegenseitiger Mitarbeit an sozialen, ethischen, wissenschaftlichen Aufgaben zwischen Frankreich und Deutschland noch sprechen ? oder gar von einem freien, weltversöhnenden Christentum der Vernunft, wie es Rousseau oder Hegel geglaubt oder Victor Hugo geträumt oder Saint-Simon oder Mazzini oder vor kurzem noch Georges Sorel zu betàtigen versucht haben ? Gibt es etwas Geistiges noch, das die in HaB und unüberwindlichem MiBtrauen entzweiten Völker zusammenhàlt ? Haben sie beute etwas anderes miteinander gemein als den Zankapfel der geographischen Grenze und die entehrende Angst vor Hunger und Anarchie ?

Ich will versuchen auf diese Frage, die man beinahe verneinen móchte, mit ja zu antworten.

Allen Nationen gemeinsam, mehr oder weniger, ist zunàchst das negative Moment, dafi sie einander ausschliessen und sich fremd gegeniikerstehen, der Franzose dem Deutschen als Nichtdeutscher, dem Spanier als Nichtspanier usw. Jede Nation bestimmt sich durch diese Verneinung aller anderen Nationalitàten und legt sich auf eine Eigenart fest, die zunächst nichts als eine vhllig inhal tlose Identität ist: a — a — nicht h — nicht c usw. Das Verhalten, das auf diesem Standpunkt verharrt, wo das Nationalgefühl nur in der Form des Fremdenhasses besteht, nenne ich den starren, leeren, gefühlsdürren, abstrakten Nationalismus schlechthin, denn alle Ismen sind abstrakt und haben ihren Sinn nur darin, dab sie etwas anderes gegen sich wissen. In den Jahren nach 1870 bis zum Dreyfus-ProzeB ungefähr gab es in Frankreich Augenblicke und Erscheinungen, die einen für chten lieBen, die Nation habe sich derart verloren, dafi ihre Zusammengehörigkeit nur noch auf DeutschenhaB beruhe und etwa noch auf der franzSsischen Sprache ; aber auch von dieser konnte man damals lesen, daB sie sich in einer heillosen Erise befinde.

Steht es in Deutschland seit 1918 viel anders ? Was verbindet beute die hoffnungslos zersplitterten Meinungen, Interessen, Parteien, Klassen und Stände noch anderes zur Deutschheit, als eine miBhandelte Sprache, in der man sich zankt, und das HaBgesicht nach Westen ? Ja

wir miissen am Ende gar froh sein, wenn es gelingt, wenigstens dieses zu wahren. Denn es gibt wahrhaftig seraphische Narren unter uns, die auf französische Entehrungen und Herabwiirdigungen des deutschen Namens mit SüBigkeiten antworten und die Bergpredigt zuschanden machen, welche nur auf individuale Bakkenstreiche, nicht auf Schàndung geistiger Giiter und Gefiihle bin, wie man sie dem Deutschtum angetan hat, die andere Wange auch verlangt. Wir miissen gegen französische Freundlichkeiten wie Schikanen ablehnend verharren, solange bis wir der eigenen Sache, des eigenen Geistes und seiner Aufgaben wieder sicher sind. Notwehr ist Pflicht auch in kulturellen Angelegenheiten, ja in diesen vor allem, und wo ein schópferisches, inneres und warmes Nationalgefiihl nicht mehr lebendig ist, wird der kalte Nationalismus nach auBen zu einer traurigen Notwendigkeit. Ubrigens herrscht er auch im heutigen Frankreich, von den kulturàrmeren Randvölkern des Ostens, bei denen er wiitet, gar nicht zu reden, ja in Italien sogar fletscht er die Zähne, wie die angstvollen und kleinmiitigen Unterdriickungen der deutschen Schulen und Einrichtungen in Südtirol und viele andere Treibereien beweisen.

Denn dies ist das Merkwiirdige am heutigen Zustand, daB die sogenannten Sieger im Weltkrieg, so sehr wie wir, noch mehr als wir, im Nationalismus, d. h. in der Notlage der kulturellen Fremdenabwehr befangen bleiben. Offenbar haben wir alle: Slaven, Germanen, Ro-

manen und Angelsachsen die positiven Inhalte unseres NationalbewuBtseins vergessen oder aufgegeben, und jede Nation verneint nun die andere, weil sie mit innerer Uberzeugung sich selbst nicht mebr zu bejahen vermag. Wàhrend des Weltkriegs war das absurde Verhältnis, das nun offen zutage liegt, wenigstens dadurch verschleiert, daB unsere Feinde sich schmeichelten, als Retter der menschlichen Kultur, auch der unsrigen, auch der deutschen „Geistigkeit von Weimar[14], zu kämpfen. In heiliger Einfalt glaubten sie, zu unserem Resten, fiir unser besseres Ich, fiir das „gute" Deutschtum gegen das „barbarische und falsche[14] vorgehen zu miissen. Diese Ideologie, deren subjektive Aufrichtigkeit wir unseren Gegnern nicht ungern zubilligen, beruht auf einer Sinnestäuschung, ähnlich derjenigen, die unseren Doktor Martin Luther das TintenfaB an die Wand werfen lieB, um dort den Teufel zu treffen, der ihm im Kopf rumorte. Der Reformator hat mit jenem Wurf den Teufel so wenig aus der Welt geschafft, wie der GroBe Krieg mit all seinen Kanonen den Nationalismus.

Auch die Hoffnung, diesen Nationalismus des Hasses durch Internationalismus zu iiberwinden, erscheint mir triigerisch. Denn dieser ist von jenem die Kehrseite, d. h. ebenfalls etwas Negatives und Abstraktes. Er verneint nicht etwa nur diese und jene Nationalitàt, um die eigene auf den Altar zu stellen, er geht noch weiter, macht reinen Tisch und setzt sie alle ins Nichts, sei es, daB er unter sozialistisch-kommunistischem Vorzeichen nur den

Staat und die Gesellschaft, oder mit anarchischer Richtung nur den Einzelnen gelten làBt. Wie sehr Nationalismus und Internationalismus komplementàre Erscheinungen sind und sich gegenseitig steigern, kann man an zahllosen Beispielen unserer Gegenwart beobachten. Nicht nur durch die Geschàfte des Imperialismus, der GroBindustrie und des Welthandels werdcn die Völker in nationalistischer und internationalistischer Richtung zugleich bearbeitet, wie das Eisen zwischen Hammer und AmboB, auch in der Kunst, in Dichtungen und Gemälden treten die wildesten Verherrlichungen des Völkerhasses mit groBstàdtischen, futuristischen, expressionistischen Stilformen auf, die weder deutsch, noch französisch, noch englisch, noch iiberhaupt geschichtlich und national gewachsen, wohl aber mit dem Verstande erkliigelt sind und eine kalte Wut in einer mathematisierenden Zeichensprache sich austoben lassen. Die kriegerischen Ergüsse der intemationalen Schule von Filippo Tommaso Marinetti in Mailand sind fiir dieso Zusammenhànge besonders lehrreich und beweiskràftig. Aber auch an einer Menge von anderen sogenannten Kunstwerken mit nationalistischer Tendenz, an gewissen Kriegsdenkmälern, Siegesstatuen, Mahnmalen und dergl. kann man beobachten, wie die Abwesenheit des Gehaltes und Gemiites zu biassen, rhetorischen, allegorischen, kOnventionellen und nichts weniger als bodenstàndigen Ausdrucksformen drängt. Es ist keine gewagte Behauptung, sondern eher eine Selbstverstànd-

lichkeit, daB alle nationalistische Kunst schlecht und falsch ist und alle echte national.

In der Tat làBt sicli das lebendige, eigentliche und innere Wesen einer Nation unmittelbar wohl am besten von der künstlerischen Leite her erfassen. Es ist das, woran jeder Gebildete, der Einheimische wie der Fremde, seine neidlose Freude hat. Als wir Deutschen no eh Bildung und eigenen nationalen Geist besafien, reisten wir nach Italien, nicht um den sprichwórtlich blauen Himmel aus den Lehnstühlen eines Grand Hotel zu betrachten oder Sonnenbàder zu nehmen oder den Rausch der überwundenen Entfernung zu genieBen. Wir wollten die Sprache der Italiener, ihre Gewohnheiten und Sitten, ihre Feste, ihre Musik, Dichtung, Malerei und Baukunst, ihre Erinnerungen, ihre Geschichte, ihre Tracht und ihre Kiiche kennen lernen, kurz alles, was zu ihrem besonderen Lebensstil gehört, alles, was als italienische Gestaltung der menschlich-natùrlichenDinge eine voile nationale Geistigkeit ausmacht. Mit solchen Absichten fuhr Goethe über den Brenner, und auBerdem befriedigte er seine über-, nicht inter-nationale Schaulust und Sehnsucht dutch vertiefte Betrachtung der Natur, der Gesteine, der Gebirgsformen, Pflanzen und Menschen des fremden Landes, und all diese geschichtlichen und natürlichen Gebilde, so hoffte er, sollten ihm den eigenen deutschen Geist erweitern, bereichern, erheben und das stürmische Gemüt beruhigen. Wer nicht im Kleinen wenigstens mit ähnlichem Vorsatz und Ernst eine Reise ins Ausland

zu bestreiten vermag, tate besser, er bliebe ZU Hause. Die Zerstreuungs- und Vergniigungsreisenden, von denen neuerdings die Verkehrswege verstopft werden, stiften drauBen und daheim mehr Arger und MiBverstàndnisse als kulturellen Gewinn. Wer von Hause ohne Bildung kommt, dem schweigt auch im Ausland der Geist.

Weit iiber dieser dumpfen Stufe aber, auf der das Reisen zwecklos bleibt, gibt es eine höchste, auf der es keine Bedeutung mehr hat, veil man Weltbürger im Geiste geworden und den ràumlichen Nationalgrenzen entwachsen ist. Es ist die Stufe Kants, der sein Kònigsberg nicht zu verlassen brauchte, veil er ein Odysseus des Begriffes war und mit dem Auge des Gedankens „vieler Menschen Stàtte gesehen und Sitte gelernt hat".

Wie die Vorteile dieser ràumlichen Freiheit aus der reinen Betrachtung und aus dem Begriff sich umsetzen und in die praktische Wirklichkeit herabarbeiten lassen, darum geht beute heifier denn je das menschliche Bemiihen. Hier liegt zweifellos eine der groBen gegenwàrtigen und künftigen Kulturaufgaben, an der Deutsche und Franzosen so gut wie alle anderen Vfilker berufen sind mitzuarbeiten. Denn, was man gemeinhin den Fortschritt der Kultur nennt, d. h. das eigentlich Fortschreitende an ihr, kommt immer dadurch zustande, daB man die Beweglichkeit, die Freiheit, Raschheit, Leichtigkeit, die Penetranz und Transzendenz des Denkens in das Reich der Körper, die sich hart im Raume stoBen und

drängen, hiniiberträgt, dak man die Fesseln dehnt, weitet und schmeidigt, in die das natiirliche Dasein uns geschlagen hat. Zunächst und vorzugsweise versuchen wir es gegenwärtig von der technischen Leite her. Da aber Flugzeuge und Luftschiffe sich im Dienst des Krieges so gut wie des Friedens bewähren, so befreien sie uns auf eine sehr zweideutige und unzuverlässige Weise von unseren nationalen Grenzen im Raum.

Andere, wie Henri Barbusse und die Grappe seiner „Clarté", die auch in Deutschland ihre Mitarbeiter hat, hoffen dutch Niederlegung der Zollschranken und der politischen Staatspfähle vorwärts zu kommen: so dak die nationalen Einheiten dann nur als Sprachgebiete noch übrig bleiben. Und weil die Sprachen, sobaid man ihnen Gleichberechtigung in alien Fragen des Verkehrs einräumt und sichert, nur noch dutch Gewohnheit und Geschmack bestimmt werden, so wären die nationalen Gegensätze, an denen Europa krankt, nun in die harmlose Innigkeit einer familiären Stilfrage zuriickgelàutert. Ein schbner Traum, und gliicklich, wet ihm folgen kann. Europa wiirde zu einer groBen Schweiz, in der Deutschland und Frankreich als briiderliche Kantone ihr Leben genieBen, ihre heimatlichen Erinnerungen und Bränche pflegen, die Eigenart und Schönheit ihrer nationalen Lebensstile bewahren und jenes obszöne Kulturgemisch vermeiden kbnnten, wie es sich in Kairo oder Konstantinopel breit macht. Allein die sprachlichen Gemeinschaften, und die nationalen erst recht, wurzeln viel

tiefer noch als im Raum in der Zeit. Jeder von uns ist in einem hoheren und gewaltigeren Sinne, als die Schulweisheit diesel Aufklàrer sich träumen làfit, das Kind seiner Zeit.

Den Fesseln und Einfliissen der Landschaft entzieht man sich, wenn man will, dutch Auswanderung ; denen der Rasse entkommt man, wenn iiberhaupt, schon sehr viel schwerer. Immerhin, da die Rasse kein rein zeitliches, d. h. zum Teile doch auch ein landschaftliches Naturgehilde ist, so kann der Mensch im Laufe von Generationen langsam und ruckweise, dutch Kreuzungen, wie die exotische Neigung des Eros sie tausendfach herstellt, ihr fernet und fernet riicken. Von den heutigen Franzosen und Deutschen glaubt gewifi kein Verstàndiger, daB sie sich als anthropologisch oder biologisch geschlossene oder faBbare Rassen gegeniiberstehen. Wenn nichts als das RassenmàBige sie trennte, so kónnte man hoffen, dutch Mischehen und Verschwàgerungen zwischen den führenden Persönlichkeiten den Zwist beiztdegen, etwa so, wie man in mittelalterlichen Stadtstaaten die blutigsten Familienfehden in den Ehebetten der Kinder zum Einschlafen brachte. Aber, wie weit liegen derartige Naturheilmittel hinter uns ! Die heutigen Nationen sind zeitlich, geistig und geschichtlich entstandene Einheiten, d. h. sie sind in den Strom der Zeit, in das Schicksal hineingeformt, zwar vom Festland des Raumes aus flott gemacht und vom Stapel gelassen, abet fortgetrieben und schwimmend seither auf unab-

sehbare Jahrhunderte bill im ewigen FluB und angewiesen ein für alternai durch ihre Struktur auf dieses geschichtliche Element. Aus der Zeit kommt niemand heraus, der in ihr ist, es sei denn durch den Tod; und keine Macht der Welt vermöchte den Pulsschlag einer einzigen Sekunde in ihr aufzuhalten noch rückwärts zu stellen. Und dies macht die entscheidenden Eigenarten, Unterschiede und Gegensàtze der Nationen aus, daB jede von ihnen an einem anderen Punkt, von einem besonderen Sprungbrett aus in den Zauberstrom der geschichtlichen Zeit sich gestiirzt hat, und daB dieser erste Ansprung ihr innerlich wird und wie rhythmischer Widerhall sich fortpflanzt in ihr und, statt abzusterben, sell wi lit und wächst und sich allem mitteilen will, das mit ihr und um sie ist. Die franzSsische Nationaluhr geht anders als die deutsche, anders als die italienische oder spanische.

Selbst in den Sprachen dieser Nationen driicken ihre verschiedenen ZeitmaBe sich aus. Das Französische folgt einem anderen Rhythmus als das Deutsche. Es liebt z.B. die Worte so zu stellen und die Sätze so zu fügen, daB unmittelbar und schrittweise das Verständnis des Hórers oder Lesers mitgehen muB, wàhrend die Wortfolgen und Satzgebäude des Deutschen abgewartet sein wollen, bis sie zu Ende sind, und erst durch ihren AbschluB verständlich werden. Die deutsche Rede trägt das Licht des Verständnisses sozusagen auf dem Riicken, die franzSsische auf der Brust.Auch behandeln wir, kraft unserer germanischen Stammbetonung, die Wörter zumeist als

bedeutungsvolle Ruhepunkte des Denkens, im Gegensatz zu den romanischen Spraehen, denen ihre Wórter eher als Sprungbrett oder Motoren des Gedankens dienen. Das deutsche Wort zieht den Hórer und Leser zu sich, zu seiner Bedeutung, zu seiner Sache her, als wäre es ein Magnet des Geistes, das romanische dràngt ihn wie ein Pfeil darauf hin; daher die romanischen Spraehen das Gemiit auf eine sinnlichere und hellere Weise bewegen als die germanischen, die es durch eine Art geheimer Eingebung zu fesseln scheinen. Dieses geschlossene Sprachdenken der Deutschen verlangt in der Dichtung und in den Kiinsten nach offenen und gebrochenen Formen als einem Heilmittel seiner besonderen Beschràn-kung, die Romanen dagegen bevorzugen das klassische Stilideal; denn ohne vorgesetzte Grenze wiirde der rednerische Drang ihrer Sprache sich in baro eke Rhetorik und Wortspielerei verlaufen.

Ich wollte, wenn ich die Psychologic dieser Völker zu schreiben bätte, bei den Deutschen weniger von ihren blonden Haaren, blauen Augen, groBen Leibem sprechen und noch weniger von den Wàldern, Siimpfen und Nebeln Germ aniens, die in ihrer Seele noch beute, wie die Romanen behaupten, rauschen, briiten und wallen; nachdriicklich aber wiirde ich darauf hinweisen, daB die Germanen, wie wir gesehen haben, unreif und spät in die Weltgeschichte eingedrungen und durch Aneignung und Uberwindung von fremden Kulturgutem nur langs am in ihr groB geworden sind, und daB sie seither immer

erst nehmen bevor sie schenken, zerstören bevor sie bauen, denken und sinnen bevor sie sprechen und handeln, und daB sie diese Art fiir ihre Tugend halten, daher ihnen das Werden fiir wichtiger gilt als das Sein, das Wandern fiir besser als das Stillsitzen, und was dergleichen Allgemeinbeiten sonst sein mögen, die man freilich, wie jede geschicbtlich bedingte Allgemeinheit, geschmeidig machen und mit einigem Salze wiirzen muB. Die Franzosen wiirde ich mir daraus zu erklären versucben, daB sie als Gallier rasch und leicht von ihrer keltischen Sprache und Lebensart lieBen, sich obne nennenswerten Widerstand latinisiert und deshalb als gelehrige Scbiiler mitgetan haben am römischen Weltwesen, daB ibnen seither die Abwendung vom Individuellen und Eigenen als von einer Sonderlichkeit leicht fàllt, daher sie sich aus Zersplitterung, wie sie ihnen durch die Einbriiche der Germanen, dutch die mittelalterlichen Kriege in England, dutch die Hugenottenbewegung und durch die deutsche Romantik angetan warden, rasch wieder zusammenfinden, daB sie ihre beste Kraft in das Allgemeingiiltige und Ubliche setzen, dieses als ihre Domäne betrachten, Sonderstellungen nicht dulden, sich fiir Vernunft und natiirliches Recht verantwortlich und iiber andere Völker gesetzt fiihlen, im Handeln impulsiv, im Denken Starr und doktrinàr sind, daher sie zu schenken verstehen, ohne viel Eigenes zu besitzen, zu greifen und erobern, ohne festzuhalten, derm meist sind Hand und Zunge und Wille geschwinder bei ihnen

als der Ge dante. Dieser muB, wie ein Motor, durch Reibung erst entziindet werden.

So treten bald aus der deutschen Kulisse die Denker vorschnell und kiihn, die Staatsmànner verspàtet und zerstSrend auf die Biibne des groBen Welttheaters und aus der franzSsischen die iibersturzten Eroberer und die klaren straffen Lehrer; und je nach der Szene, die gespielt wird, ernten diese oder jene den Beifall der Menschheit. Das Stück geht weiter. Wie sollten sie die Rollen wechseln, mit denen es begann ?

Der Vergleich mit einer dramatischen Rolle scheint mir dem inneren und höheren Wesen der Nationen insofern besonders nahe zu kommen, als er gerade nicht das Angeborene, wohl aber das Verpflichtende, die zugewiesene Aufgabe, das Sollen hervorhebt, durch das jedes Volk von geschichtlichem Rang zusammengeballt und vorwàrtsgetrieben wird. Dieses ethisch-politische Sollen ist rühmlicher und darum auch wichtiger als das bloB natiirliche Dasein und Sosein.

Das nationale Wesen hat bei den Deutschen, wie bei den Franzosen, Italienern und Spaniern zwei Seiten, zwei Stockwerke, man kónnte auch sagen zwei Seelen; und sie alle kranken beute mehr oder weniger an inneren Zwisten und Rissen zwischen der sinnlichen, starren, nationalistischen und der geistigen, geschichtlichen, beweglichen Hälfte ihres Nationalgefuhls.

„Die eine will sich von der andern trennen —“

das heiBt, die eine hält sich an Landschaft, Basse und physisch-politische Macht in derber Liebes- und Hasseslust „mit klammernden Organen".

„Die andre hebt gevaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen —"

das heiBt die andere strebt, von dem Gedanken ihrer historischen Sendung beschvingt, nach neuen Aufgaben und kiinftiger GroBe.

Wenn diese entzveiten Hàlften nicht vieder Eins verden, Venn die eine nicht ihre Derbheit und die andere nicht ihre Verstiegenheit oder, vas dasselbe ist, ihre Mattheit ablegt, so kann zvischen Frankreich und Deutschland kein gedeihliches Verhàltnis mehr Platz greifen. Die Schvierigkeit aber liegt darin, daB die Gesundung in Frankreich von der in Deutschland abhàngt und umgekehrt, daB jeder chauvinistische Krampf auf der einen Seite einen ähnlichen auf der anderen veranlaBt, denn vie durch Ortliche Nachbarschaft sind diese zvei Völker durch kulturelle Aufgaben seit Jahrhunderten aneinandergekettet. Darum, daB jedes von ihnen in schmollender Abgeschlossenheit verharren möchte, bleibt die Weltgeschichte nicht stehen. Wohl aber könnte sie von denen, die keine Lust und Kraft mehr haben mitzutun, ihre groBe Angelegenheit auf andere Völker übertragen. Wer veiB, ob nicht England und Amerika berufen sind zu vollenden, vas Frankreich und Deutschland begonnen haben und liegen lassen. Der germanisch-roma-

nische Gegensatz hat sich am Rhein auf eine Art toten Punkt versteift, und vielleicht ist heute nur die innigere germanisch-romanische Mischung der Angelsachsen noch fàhig, das Rad wieder in Schwung zu bringen.

*

Kein menschliches Auge kann der Weltgeschichte über die Schulter blicken. Nur aus der Vergangenheit können wir Ahnungen und Wùnsche schópfen. Sie aber lehrt uns, daB, wenn nicht immer, doch meistens, das Zusammenwirken der Nationen an der gemeinsamen Sache der Kultur in Form von Gegensätzen, Kämpfen, Eifersucht und sogar Kriegen erfolgt ist, und daB das voile Einverstàndnis nur den Sonntag ihres Daseins darstellt. Die entscheidenden Errungenschaften werden an Werktagen unter Dach gebracht. Die französische Aufklärung hat dutch die Revolution und dutch Napoleon, und der deutsche Idealismus hat dutch die Freiheitskriege sich der Geltung in der Wirklichkeit versichern miissen. So kònnte vielleicht der Weltkrieg von 1914 den Sinn gehabt haben, den Gedanken der sozialen Pflicht in die Gemiiter der Menschheit zu hämmern und ihn hoch über nationalistische Egoismen, Ehrgeize und Rivalitäten hinaufzuheben. Vielleicht — denn wer möchte sich vermessen, ein so ungeheures Geschehen mit dem Licht seiner Studierlampe zu überschauen und eindeutig zu erklären ? Nur so viel scheint mir sicher, daB es sich im Weltkrieg nicht um eine Auseinandersetzung zwischen

deutschen und französischen, auch nicht zwischen germanischen und romanischen Idealen und Interessen gehandelt hat. Was wäre denn disse spezifisch deutsche und was jene spezifisch romanische Idee gewesen ? Haben nicht vielmehr in zwei Jahrtausenden, die bin ter uns liegen- Germanen und Romanen immer um ein und dieselbe Idee, um das, was Dante die Humana Civilitas nennt, miteinander gerungen ? Und welcheder europàischen Nationen hätte durch diesen Krieg ihre wirtschaftlichen Interessen, ihren Wohlstand etwa wirklich gefòrdert ? Mir scheint, daB diejenige das meiste daraus gewinnen wird, die es vermag, die breiten Schichten ihrer unteren Massen zur bewuBten, opferbereiten und arbeitswilligen Teilnahme an ihren geistigen Gütern und Aufgaben emporzubilden, das driickende Gefühl des Proletariertums von ihnen zu nehmen und Menschen aus ihnen zu machen, die nicht durch ohnmächtigen Anspruch, sondern durch die GewiBheit ihrer errungenen Vollwertigkeit sich gehoben fiihlen als Bürger ihres Gemeinwesens.

*

Der Aufstieg vom Proletarier zum Bürger, d. h. zum Civis, nicht zum Bourgeois, ist lang und schwer. Und wiederum haben die Deutschen auf groBen Umwegen, die Franzosen aber mit Ungestiim und Schwung die Sache angefaBt. Mit groBherziger Empfindsamkeit, mit lehrhafter Grundsàtzlichkeit, mit Radikalismus forder-

ten Rousseau und die Philanthropen der Aufklärung das Menschenrecht £ùr alle, verherrlichten Victor Hugo, George Sand und Zola den Sohn des vierten Standee als Heros und hofften Utopisten wie Fourier, Saint-Simon und Proudhon die soziale Reform durch wirtschaftliche Organisation und Technik zu vollenden. Die Deutschen dagegen gingen spekulativer und niichterner, umständlicher und griindlicher zugleich, langsam und unerbittlich ans Werk. Fichte, Hegel, Lassalle und Marx haben die iibernatürliche, d. h. die ethische Seite der sozialen Frage und die ganze Härte des Widerstandes erfaBt, die ihr durch den politischen Machtwillen drohen muB. Zuerst mit Hilfe des Staates und sodann gegen ihn, zuerst mit Idealismus und sodann materialistisch haben sie es versucht. Die deutschen Sozialisten wissen beute noch nicht — und daran erkennt man ihre Deutschheit —, ob sie die Revolution oder die Evolution wollen. Wohl aber wissen sie das eine, worauf es tatsàchlich ankommt und was der französische Sozialismus zu iibersehen und zu überspringen liebt: daB das eiserne Gebilde des modernen Nationalstaates entweder sozial durchdrungen und umgebildet oder zerstbrt werden muB, und daB auf keine Weise um die Frage herumzukommen ist, ob das Nationale iiber das Menschliche oder dieses iiber jenes herrschen soil.

Die Franzosen sind seit beinahe eintausend Jahren mit einem Glauben gesegnet, der ihnen immer geholfen hat, der eines Pages aber zum Fluche werden kann, nämlich,

daB das Französische zugleich und ohne weiteres das echte und hohe Menschliche sei. Dieses reicht daher für den richtigen Franzosen nicht weiter als der Machtbereich des französischen Geistes. „I1 n'y a que nous au monde — je le répète froidement — qui sachons encore penser" — schreibt einer der begabtesten französischen Kritiker, Jacques Rivière in der „Nouvelle Revue fran-?aise" im Jahre des Heils 1919. „C'est nous les seuls qui ayons su conserver une tradition intellectuelle." Hier kann man nur lächeln und gratulieren. Im Mittelalter riihmten sich die Franzosen die gens christianissima zu sein, und dieses gallikaniscbe Bewufitsein hat sie verhindert, die Erneuerung des Glaubens mitzumachen. Was ihren Protestantismus getötet hat, war ihr Galli - kanismus, nicht das Papsttum ; — im Zeitalter der Aufklärung und Revolution fiihlten und gebärdeten sie sich als die gens rationalissima und sind alsbald zuriickgeblieben hinter der deutschen Vertiefung und Erweiterung des Vernunftbegriffes. Wenn sie beute sich als die gens justissima auftun, so làBt die Gerechtigkeit noch weniger mit sich spaBen als der Glaube und die Vernunft.

Diese Warnung gilt ebenso für uns. Zwar ist uns das Deutschsein nicht ohne weiteres identisch mit dem Christlich- und Vemünftig- und Gerecht-Sein, doch eben, weil wir die nationalen mit den ewigen Werten nicht die gesegnete Eitelkeit haben gleichzusetzen, laufen wir Gefahr, die einen zugunsten der anderen

fallen zu lassen. Es gibt wildes Teutonentum auf der einen Seite, und es gibt undeutsche und vaterlandslose Menschheitsduselei auf der anderen in unseren Reihen.

*

Der wiitende wie der eitle, der deutsche wie der französische Nationalismus muB iiberwunden werden. Beide sind einander wert, ja sie sehen sich làcherlich ähnlich und sind ihrer Stimmung und Abkunft nach wie die siamesischen Zwdllinge ineinander verwachsen. Wenn man „die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus" z. B. bei Maurice Barrès untersucht, was E. R. Curtius mit groBer Sachlichkeit getan hat, so stellen sich ungefähr Dreiviertel als deutsch heraus, und wenn man den Gedanken unserer Alldeutschen auf die Spur geht, so gerät man bedenklich in die Nähe der Girondisten und Jakobiner.

Unsere undeutschen Schwarmgeister aber, die der Menschheit auBerhalb aller nationalen Verbände glauben dienen zu miissen, vergessen, daB es eine Menschheit in diesem allgemeinen AuBerhalb iiberhaupt nicht gibt. dedes GeschSpf hat seine Herkunft, die zunàchst ein Zufall der Natur sein mag, daher man sie hinnehmen und sich gegenseitig nachsehen muB, als etwas, wofiir man nicht kann. Man darf sogar soweit gehen, daB man seine Herkunft oder Nationalitàt als eine Beschränkung und Schwàche betrachtet, etwa so wie der fromme Christ die Erbsiinde, aber stehen bleiben kann man hier

nicht. Wenn man das Naturgesetz der Erbsiinde nur beklagt und sich, weil man es nicht abschaffen kann, gefallen làBt, ist man befangen in ihm und unterliegt seinem Fluch. Vielmehr muB man es bejahen, ihm ins Auge sehen und etwas Geistiges daraus machen, auf das man Stolz werden kann. Meine Herkunft bleibt Zufall, solange ich kein Ziel babe, die Erbsiinde Fluch, solange ich keinen sittlichen Willen aufbringe, und unser Deutschtum eine Beschrànkung, solange wir die Aufgabe, die kulturelle Sendung nicht wissen und mit freudiger Hingabe ergreifen, die ihm zukommt.

Wenn die Sendung meines Volkes eine wesentlich andere wäre als die der anderen Völker, so wiiBte ich nicht, wozu wir in Europa und auf Erden nebeneinander leben. In jedem Zeitalter waren, wie unsere geschichtliche Betrachtung zu zeigen versucht hat, die Aufgaben der Kulturvölker wesenthch dieselben. Das Ziel ist eines, die Wege dazu, je nach der Herkunft, sind tausendfàltig gerichtet. Wenn durch Abstammung und Vergangenheit die Nationen verschieden und getrennt und wie der Einzelmensch individualisiert sind, so fiihrt ihce Aufgabe sie in der Wiikung zusammen. Das Zusammentreffen nach getrenntem Marsch, wie es die Bestimmung der Völker will, kann freilich zu sehr ge waits amen Staungen und Reibungen fiihren, und es kommt vor, daB sie dem Geiste nach gerade dort und dann sich am nàchsten stehen, wo sie im Felde der physischen und politischen Kräfte am wildesten aufeinanderprallen. Vielleicht

waren die geistigen Aufgaben und seelischen Verfassungen in Deutschland und Frankreich sich nie so àhnlich, nie so identisch wie im Jahre 1914, und zugleich die politischen Gegensàtze niemals so schroff.

Es ist das Verhàngnis der Nationen, daB sie sich bekämpfen und schlagen miissen, um in der Sache, in der Wirkung und im Geist beieinander zu sein; es ist ein Trost, der freilich nur den eins amen Denker erquickt, daB sie einig in demselben Wesen stehen, wenn sie sich auf den Schlachtfeldern begegnen. Ob das BewuBtsein der Einheit im Zwist und der Briiderlichkeit im Krieg aus den Hóhen des geschichtlichen, philosophischen und religiiisen Denkens je in die Herzen der Völker herabsteigt ? Ob es,wenn schon nicht den unerbittlichen Ernst, so doch die unmenschliche Gehàssigkeit der Kämpfe zu mildern vermag ? Man kann es nicht wissen. Man muB es hoffen.*)

•) Die Vortrage wurden im Màrz 1925 in Bremen gehalten.

NACHWORT

Niemand als der groBe Romanist selber hat das Treffendste über seine Schriften gesagt : „Es sind Bemühungen eines in seinen jeweiligen Gegenstand verliebten Philologen, der aber mit den fremden Schàtzen nicht allein bleiben und seinen Landsleuten Lust machen wollte, dar an teilzunehmen." Dieser Satz steht im Vorwort seiner Anthologie „Romanische Dichter" (1936) und bezieht sich dort auf seine eigenen Übersetzungen. Aber er trifft fast alles, was Vossler iiberhaupt geschrieben hat. Es wäre wohl kaum eine so groBe überfachliche Wirkung von den Schriften dieses Fachmannes ausgegangen, wenn nicht der Leser das Herz gespiirt hàtte, das hinter ihnen schlàgt. Sie stehen in einer liebevollen Nàhe zu ihren Gegenstànden, sind offen für alle Gestalten aus der weiten Landschaft der Romania und sagen frei heraus, was schòn und gut und was schlecht und miBraten ist.

Dieser Zug hat sich bei Vossler mit den Jahren zunehmend ausgepràgt, und mit ihm die Gabe, sich in seiner Forschung ganz nach auBen zu kehren, einem Publikum zu, bei dem er nichts weiter vorauszusetzen scheint als weltmànnische Empfànglichkeit fiir die Sch&pfungen des Geistes. Das Fachmännische wird nicht aufgedràngt, es wird móglichst in der Werkstatt zurückgelassen, bin und wieder sogar ironisch geleugnet, und vor die Öffentlichkeit darf es jedenfalls nur treten im Gewand einer kunst-

vollen Darstellung. Vossler ist einer unserer edelsten Prosa-Autoren — einer der nicht sehr hàufigen deutschen Romanisten, die durch ihr schriftstellerisches Niveau der Welt- und Formbildung der romanischen Völker auch in der eigenen Haltung gerecht geworden sind.

Doch ist seine Romanistik sehr deutsch. Sie ist das insbesondere in ihrem entschiedenen Zug zum Universalen und Encyclopàdischen. (Dafiir sind die vorstehend wiederabgedruckten Vorträge aus dem Jahre 1925 ein schöner Beweis)[1]. In den romanischen Làndern selbst sind die Romanisten fast ausschlieBlich spezialisiert auf einzelne Literaturen oder Sprachen. Ganz selten, daB dort einer die französische, italienische, spanische Welt zusammen umspannt, und wenn es geschieht, dann eher wieder auBerhalb des Faches, bei Kulturhistorikern oder Kulturphilosophen (Hazard, Ortega y Gasset, Croce usw.). Auch die deutsche Romanistik hat solche Spezialisierungen durchlaufen. Das war um der Sicherung der Erkenntnisse willen notwendig. Aber sie ist, vornehmlich in den letzten Jahren, wieder zu der Universalitàt zuriickgekehrt, die ihr Begründer Friedrich Diez ihr einst mitgegeben batte, und die wohl mit der Fàhigkeit des Nicht-Romanen zusammenhängt, aus dem Abstand

---

[1] Einige wenige Bemerkungen politischer und kulturpolitischer Art, die sich in diesen Vorträgen finden, waren durch die damaligen Verhältnisse nahegelegt und sind überholt. Der Leser wird das ohne besonderen Hinweis selbst erkennen. Auf Wunsch des Autors solite an dem Text nichts geändert werden.

das Gesamtbild dieser aus dem zerfallenden Orbis terrarum jugendlich entstiegenen Kulturen besser zu iiberschauen, als das dem in seiner jeweiligen Nationalität eingeschlossenen Romanen zu gelingen pflegt.

Vossler hat in einem langen Gelehrtenleben von erstaunlicher Arbeitskraft fast die ganze räumliche und zeitliche Ausdehnung, fast alle Schichten und Ausdrucksformen des romanischen Geistes durchdrungen. Hierin liegt seine gröBte Bedeutung sowohl fachwissenschaftlicher wie bildungsgeschichtlicher Art. Er hat uns wieder, wie einst die Romantiker und Grillparzer, aber auf besser gesichertem Erkenntnisboden, nahe an Dante, an Lope de Vega herangebracht, er hat die groBe spanische Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts erschlossen (hier vielfach zum ersten Male), er hat einen für Deutsche so schwer zugänglichen Tragiker wie Racine zu einem Bestand unseres Bildungsbewufitseins gemacht. Der Fachkundige weiB, daB es kaum einen Bezirk des Romanischen gibt, wo man ihm nicht begegnete, von ihmlernen kSnnte oder mit ihm diskutieren müBte. In solcher Universalität, die unmittelbar vor ihm nur Gröber und Morf gehabt haben, hielt er das Each jung, beweglich, weitschauend. Ihm ist es zuzuschreiben, daB sich beim Erforschen romanischer Kulturen niemand in Deutschland eine lebenslängliche Spezialisierung erlauben kann, ohne ein Gefiihl des Unbehagens bei andern oder — wenn es gut geht — auch bei sich selber hervorzurufen.

Dieser Ganzheit der Sache hat er die Impulse Herders,

W. v. Humboldts, Hegels wieder zugefiihrt. In seinem Auge, mit dem er die Dichter und ihre Gestalten anblickt, lebt etwas von der Erscheinungsfreude Goethes ; in der Vernunft, mit der er sie abschätzt, einiges von dessen Lebensweisheit. Seine Auffassung vom entschliipfenden Wesen der Dichtung ist befruchtet von Benedetto Croce und dem fainter ihm stehenden Francesco de Sanctis, die beide wiederum Ausstrahlungen Hegels sind. So tritt in seinem Werk ein grofies Stück deutscher tlberlieferung, selbständig durchdacht, dem Ganzen der romanischen Kulturen gegeniiber, — eine zwiefache Universalitàt, die nur ein kräitiger Geist zu tragen vermag. Aber nicht nur die Texte, auch das Instrument der Texte, die romanischen Sprachen, hat er zum Gegenstand seines Studiums gemacht. Die seltene Personaleinheit von Sprach- und Literaturforschung zeichnet diesen Romanisten nicht minder aus als die vorhin angedeuteten Kräfte. Mit einer seinerzeit revolutions wirkenden linguistischen Schrift („Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft“) hat er 1904 seine Reihe denkwiirdiger Veróffentlichungen begonnen. Sie besteht, soweit sicfa das in Kiirze sagen làBt, in der Ubertragung sprachphilosophischer Gesichtspunkte aus der Tradition Herders auf die konkreten Sprachfakten. Das Humboldtsche Verstehen der Sprachen als untereinander nicht iibertragbarer Ausdrucksweisen geistiger Organismen (Vólker wie Individuen) wird verbindlich gemacht fiir die Einzelforschung, die sicfa damals in einer mecha-

nistischen Veràufierlichung zu verlieren drohte. Die sprachphilosophische Neigung Vosslers hatte sich mit den Jahren verstàrkt und wurde 1923 gekrönt in den „Sprachphilosophischen Aufsätzen". Sie bohren sich in das alogisch-intuitive Wesen der Sprache und entwickeln eine Kritik der grammatischen Begriffe. Was vor allem aber gewonnen war, das ist dies, dass die Sprachen aus ihrer scheinbaren Anonymität erlöst und einem jeweiligen Subjekt — einer Nation, einem Autor — zuriickgegeben wurden, dessen geistiges und seelisches Gefiige sie nicht nur spiegeln, sondern sind — sowie die Erkenntnis, daB auch der unscheinbarste sprachgeschichtliche Vorgang Geist vom gleichen Geiste ist, der sich im „festlichen Sonderfall der Dichtung“ zu seiner groBen Form entfaltet: ein Umdenken also aus dem Mechanischen ins Organische.

Und so konnte Vossler dann selbst die Geschichte einer romanischen Sprache, des Franzosischen, als die Geschichte eines Organismus, nämlich des Fiihlens und Denkens der Franzosen, in seiner Wandlung und Differenzierung beschreiben („Frankrcichs Kultur und Sprache" 1929) — groBe Gesichtspunkte, bei denen es nicht ohne Gewaltsamkeiten abging, da es zunächst gait, iiberhaupt einmal mit Entschiedenheit einen neuen Weg zu gehen und die Sprachwissenschaft abzubringen von ihrer verhàngnisvollen Neigung zur naturwissenschaftlichen Verdinglichung und von ihrem Glauber», ein sprachgeschichtlicher Vorgang sei schon damit verstanden, daB

man ihn auf eine phonetische Ursache bezieht. In dieser geistesgeschichtlichen Deutung der Sprachen sind ihm besonders die italienischen Linguisten gefolgt. Seine idealistische Sprachtheorie aber hat die sogenannte Stilanalyse hervorgerufen. Er selbst hat sie meisterlich vorgeiibt. Durch Vossler ist das organische Sprach- und Stilverständnis ein Schulbesitz der romanistischen Textauslegung geworden.

Seine Universalität zeigt sich besonders eindrucksvoll in der Abfolge seiner literarhistorischen Schriften. Sie sind die Wegspuren eines jugendlichen, bis ins hohe Alter zu geistigen Reisen aufgelegten Wanderers. Mit Italien begann er, dann gings hiniiber in die Provence, von da ins nórdliche Frankreich hinauf, und dann aber hinunter in das Land, wo er die Wahlheimat seines Geistes gefunden hat: Spanien. Die uneuropäischste aller romanischen Literaturen, die spanische, die mehr als jede andere vom Deutschen eine Anstrengung und Selbstentäufierung des Verstehens verlangt, ist von ihm nicht nur für uns und die Fachwelt, sondern in manchen Texten für die Spanier selbst zum ersten Male entdeckt worden. Aber seine Schriften gliedern sich nicht nur in Studien jeweiliger Literaturen. Eine zweite Reihe läuft neben ihnen her: Abhandlungen, in deren Titel bezeichnenderweise das Wort „Romanisch" häufig ist, und welche einzelne Gattungen, Formen, Strhmungen, Ideen durch die Länder hindurch verfolgen, zum Teil mit Einbeziehung des Deutschen oder der An tike. Es ist, als könnten ihm die

Horizonte nie groB genug, die Ausblicke nie weit genug werden. Spürbar ist seine Vorliebe für den Weg nach Süden und Siidwesten, nach Italien, Spanien, Portugal, Mexico, Siidamerika, in Länder mit der reicheren Farbigkeit und der gliicklicheren Harmonie zwischen Innerlichkeit und Sinnlichkeit.

Und das alles ist verwoben mit einer einzigartigen Kunst der Anschauung und der Darstellung. Es gibt Stellen in Vosslers Schriften, die sich wie Dichtung über die Dichtung lesen. Uberhaupt ist seine Bevorzugung der Dichtung vor der theoretischen Prosa, ja sogar vor der epischen Prosa des Romans (mindestens des modernen) unverkennbar. Mit einer instinktiven Abwehr weicht er den spezifischen Entartungen romanischen Wesens aus : dem Formalismus, wo die Formbegabung dieser Völker sich in leerer Virtuosità begniigt — dem Erkalten in bloBem Witz —, und dann jenen Spitzfindigkeiten der psychologischen Intelligenz, die sich gelegentlich im Norden der Romania einfinden. Er weicht diesen Dingen manchmal so weit aus, dafi er auch GroBes, das bloB am Rande dieser Gefahren liegt, iibersieht oder ihm unrecht tut. Wo aber reine Dichtung bliiht, da ist er zur Stelle. Hier weiB er alles zu wiirdigen: das Monumentale ebenso wie das gliihend Religiöse, aber auch das Verspielte, Vertraumte, bloB Ornamentale, wenn es nur aus dem Quell der Phantasie und der schöpferischen Freiheit kommt. Er ist in der Tat, wie Hugo von Hofmannsthal einmal von ihm riihmte, „der Mann, der auch noch den zartesten

Flaum um die Dichtung, den Lebenshauch, der die geistige Form umgibt, uns tausendfach zugemittelt hat." Wie sehr sein Auge und Denken der Fiilile offensteht, verrät schon seine Schrcibweise : sie làBt sich nie zu weit in die Abstraktion ein, neigt zu einem quellenden Stil, der die entgegengesetztesten Farben, Gestalten und Beziige oft in einem Satz vereint heranfluten lassen kann. Dabei wird er nie verschwärmt. Er bleibt mànnlich, klar und hell. Seine Liebe zu den Gegenständen ist dutch eine kràftige Wiirze Humor gebunden. Das Erkannte wird in schlagenden Formulierungen gesichert. Wo er bei den Dichtern und ihren Gestalten Schwächen erblickt, nennt er sie beim Namen, schon darum, weil es ihm immer gelegen kommt, aus dem Luftreich der Phantasie in die holprige Menschlichkeit zuriickzurufen. Wie sehr er auch lieben und verehren kann : kultische Idealfiguren malt er nie. Auch bleiben seine Darstellungen — woriiber nur ihr Zauber hinwegtàuschen könnte — nie auf der Stufe der Impression. Er selbst hat es ausdriicklich gesagt, daB ein rein àsthetisches Geschmacksurteil nicht ausreicht. Erst das Wissen macht die Anschauung reif, und dem Verstàndnis der Individualitäten geht die Beherrschung der historischen Ràume und Zeiten vorauf: dieses BewuBtsein liegt alien seinen Arbeiten zugrunde. Aber wie alle zur Anschauung befähigten Geister hat er die Gabe, jedesmal vor jedem Neuen das diesem und nur diesem angemessene Wort zu finden, um eben dadurch das spezifisch Andere, Einzigartige, von uns Abweichende ins

Licht zu setzen. Aber was ist das alles als Philologie im hóchsten Sinn ? Wenn es die Berufskrankheit des Philologen bildet, fiber dem Buchstaben den Geist, fiber den Bedingungen und Umständen einer Schöpfung diese selbst zu vergessen, so dark man sagen, daB Vossler ein sehr gesunder Philologe ist. Sein Fach bedeutet ihm Anschauimg und Verstehen des zur hochgeformten Sprache gewordenen Geistes der Nationen : und das ist Philologie. Nationen aber sind Sonderfälle des Menschlichen. In die Erkenntnis des Menschen, der aus einem Gesetz seines Daseins heraus immer der variablen Entfaltung in die Zeiten und Ràume bedarf, mfindet das Werk Vosslers.

Und schlieBlich muB noch mit einem viel zu kurzen Wort seiner Ubersetzungen gedacht werden. Die Universalität von Anschauung und Deutung rundet sich mit der Uberffihrung des Gedeuteten in die 'eigene Muttersprache. Viele dieser Ubersetzungen liegen auf der Röhe der deutschen Romantik. Die besten sind die aus dem Spanischen. Es scheint, als wolle der Deuter die Sache ihr selber zurfickgeben. Was der Begriff nicht mehr sagen will, sagt dann die Sache selbst, durchsichtig geworden in dem einzig der Dichtung Angemessenen : in eigener Dichtung. Aus der Sprache seiner besten Ubertragungen hört man, als den verwandtesten Klang und gleichsam noch einmal zur Mitschwingung geweckt, den Ton der Verse Hofmannsthals. Vielleicht wird man fiberhaupt einmal später, wenn sich die Linien gefestigt und geordnet haben,

Vossler und Hofmannsthal nebeneinander stollen: diesen der romanischen Literaturen kundigen Dichter und jenen die romanischen Literaturen nachdichtenden Deuter.

Hugo Friedrich

BIBLIOTECA MONTE VERDE
CATANIA
N. 73098.

BIBLIOTE
DELL'ANTICHI
E STOR
UNIVER